

ZB ILLUSTRIERTE

AUS DEM INHALT: Luftbilder wie noch nie •
Ein wenig Asche kam mir in die Augen
(Tatsachenbericht) • Krach im Mietshaus •
Elektronen helfen der Hausfrau •
Richtig leben - besser schlafen!



Blick nach oben



Hier wird viel Wind gemacht — aber nicht, um aufzuschneiden. Der Herr, dessen Hände auf der Aufnahme so gespenstisch aussehen, ist ein ernsthafter Wissenschaftler. Er betätigt gerade einen Apparat, der künstlichen Wind mit einer genau einstellbaren Stärke erzeugt. Die Aufnahme stammt aus dem modernsten, bisher einzig dastehenden Pflanzenforschungslaboratorium, das dem California Institut für Technologie in Pasadena angegliedert ist und den Namen Earhart-Pflanzen-Erforschungslaboratorium trägt. Die Wissenschaftler, die hier arbeiten, haben die Aufgabe, alle Einzelheiten zu ergründen, die in den Beziehungen der Pflanze zu ihrer Umwelt eine Rolle spielen. Das Laboratorium verfügt über raffiniert ausgedachte Einrichtungen, die den Pflanzen alle ihre natürlichen Wachstums- und Gedeihensbedingungen künstlich liefern, wie Wärme, Licht, Wasser, Wind. Alle diese Klimaeinheiten kann man nach Wunsch ein- oder ausschalten, verstärken oder vermindern, um herauszufinden, wie die Pflanze auf solche Veränderungen antwortet. Diese Mühe gibt man sich nicht nur aus theoretischem Interesse, sondern man hat dabei praktische Ziele im Auge. Durch verschie- denartige Koppelung der einzelnen Einflüsse läßt sich ermitteln, welches Zusammenspiel solcher Einflüsse der Pflanze am besten bekommt und eine Ertragssteigerung erzielt. Die Anbaugesen- den für Nutzpflanzen kann man dann entsprechend aussuchen. Zu den natürlichen Umwelteinflüssen der Pflanze gehört der Wind. Hier, in dem Windtunnel, sind junge Tomatenpflanzen als „Prüflinge“ untergebracht. Man setzt sie den verschiedensten Wind- stärken aus und kann je nach dem Ergebnis der Prüfung ihren An- bau in bestimmten Gegenden dann empfehlen oder ihm widerraten.

ZB illustrierte Zeitschrift für zivilen Bevölkerungsschutz, erscheint im Verlag Münchner Buchgewerbehau GmbH, München 13, Ruf 21361
 Chefredakteur: Fried. Walter Dinger
 Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Dora Bier
 Redaktion: Köln, Friesenplatz, Hansahaus. Druck: Münchner Buchgewerbehau GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41. Z. Z. ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig. Bei Einsendungen an die Redaktion Rückporto beifügen. Bezugs- bedingungen: Die ZB-illustrierte erscheint vorerst monatlich einmal, Einzel- preis 40 Pf. Jahresabonnement 4,80 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.

ZB illustrierte Zeitschrift für zivilen Bevölkerungsschutz

- Notwendig** als Aufklärungsmittel gegen Angst, Verzagttheit und Unmut
- Positiv** und versöhnlich im Erläutern der gefahrvollen Entwicklungen und der wirklichen Bedrohungen
- Modern** in bildlicher und textlicher Darstellung aller staatlichen, kari- tativen und ideellen Möglichkeiten des zivilen Schutzes
- Freundlich** und liebenswürdig spricht diese Zeitschrift das Gute im Men- schen an und will zu einem schöneren und besseren Leben beitragen

ZB - eine Illustrierte mit optimistischem Grundzug erscheint monatlich im Verlag Münchner Buchge- werbehau GmbH, München 13, Schellingstraße 39

Die Anfangsausgabe von 100000 Exemplaren je Ausgabe geht

- an die breiteste Öffentlichkeit über die Zeitschriften-Einzel- händler, Bahnhofsbuchhandlungen und Lesezirkel,
- an die große, über das ganze Bundesgebiet verbreitete Helfer- organisation des Bundes-Luftschutzverbandes,
- an alle Dienststellen des Bundes, der Länder und der Kommu- nalbehörden, die sich mit den Problemen des zivilen Bevöl- kerungsschutzes befassen,
- an das Deutsche Rote Kreuz, das Technische Hilfswerk und an verwandte Hilfs- und Schutzorganisationen des In- und Aus- landes,
- an Betriebe des Erweiterten Selbstschutzes und an viele vom industriellen Luftschutz erfaßte Unternehmen und deren Verbände.



Als diese Doppeldecker noch gang und gäbe waren, konnte man ruhig einen Fuß auf die Tragfläche setzen und freihändig fotografieren. Damals gab es noch keine Düsenjäger-Geschwindigkeiten, die diesen Sport nicht mehr zulassen.



So sieht es sich aus nächster Nähe an, wenn Kameraleute während des Fluges ihre kühnen Aufnahmen machen.

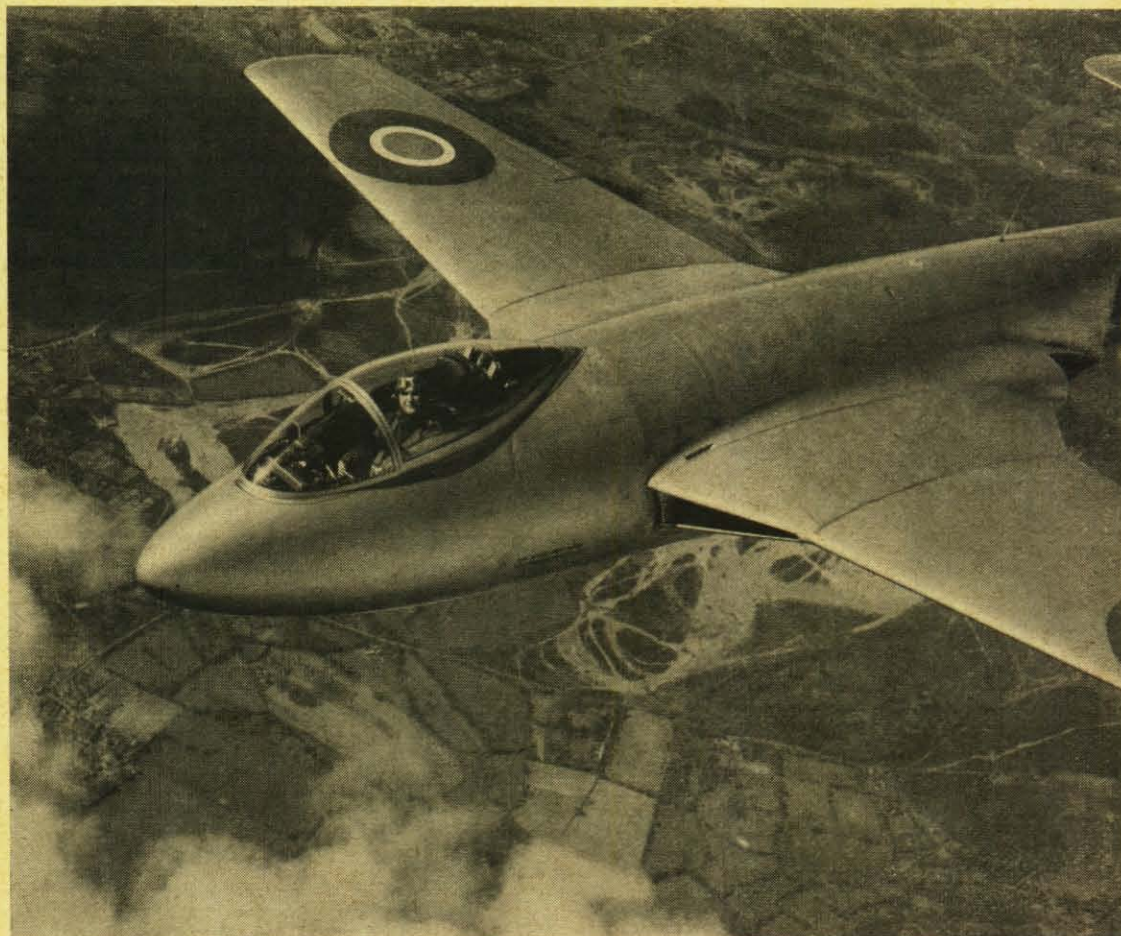
Fliegen ist eine Lust, und Fotografieren beim Fliegen eine ganz besondere. Das hatte der zehnjährige Cyril Peckham (USA) schon im Jahre 1918 heraus, als ihn ein Flieger einmal mitnahm. Er wollte das große Ereignis gleich fotografieren, und wirklich — es gelang ihm. Mit 18 Jahren konnte Peckham selber fliegen. Dann wurde er krank und mußte sich jahrelang in Geduld üben. Mit 27 Jahren machte er in der Luft seine erste Aufnahme von einem anderen Flugzeug aus. Er kletterte während des Fliegens halb auf die Tragfläche und erwischte das ihm folgende Flugzeug durch einen großartigen Schnappschuß auf die Stirnseite. Von da an stand sein Beruf fest. Jetzt ist er Amerikas bester und leidenschaftlichster Fliegerfotograf.

Heute kann man nicht mehr auf Tragflächen klettern und dort „Außenaufnahmen“ machen. Düsenjäger fliegen mit Geschwindigkeiten von über 200 Meter in der Sekunde und können zeitweise sogar den Schall (333 m) überflügeln. Da heißt es in der Kabine und im Schutzanzug bleiben. Einmal passierte es Peckham,

Luftbilder

DER HIMMEL
DIENT ALS ATELIER

wie nie zuvor



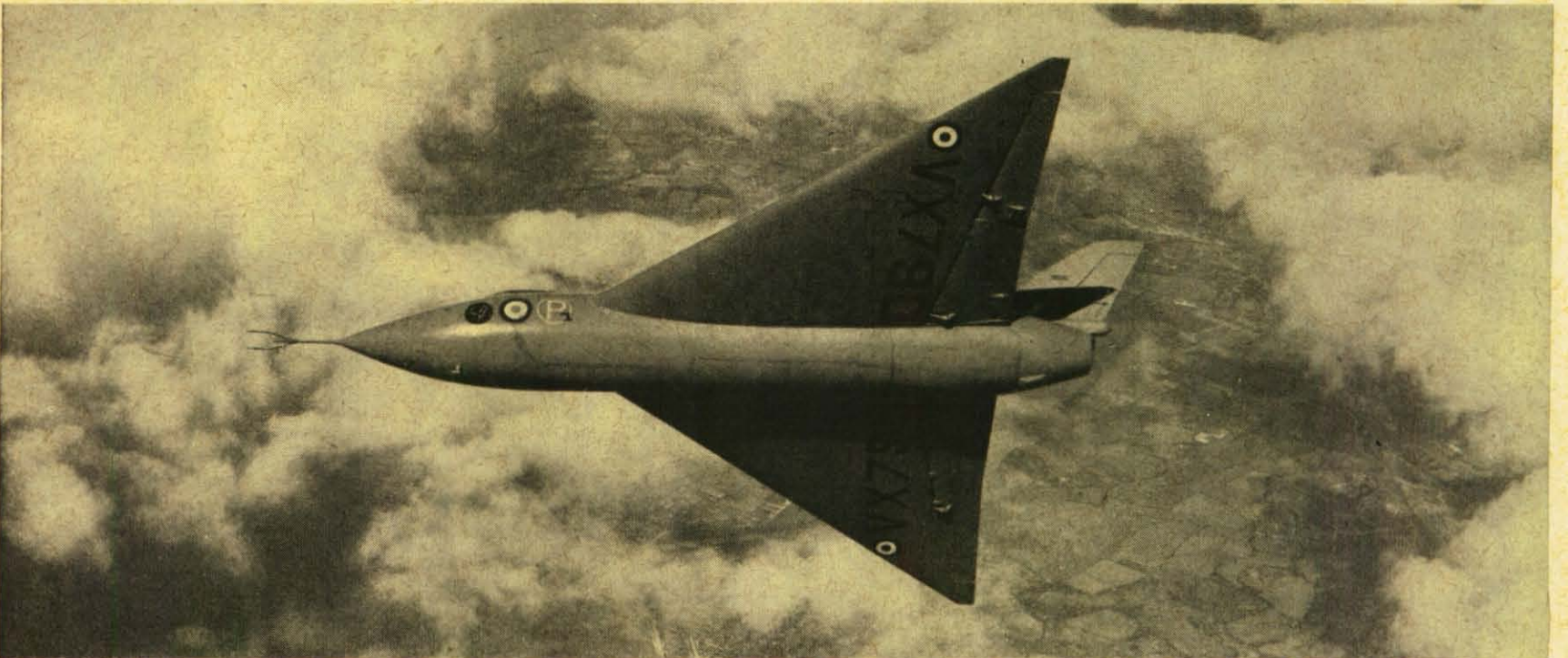
Rasend schneller Düsenjäger — messerscharf aufgenommen.



daß sein Pilot ihn versehentlich ohne Sauerstoffmaske auf 6000 Meter Höhe brachte. Plötzlich bekam der vergebliche Pilot einen Schrecken und fürchtete, daß der Armste gewiß schon bewußtlos sein müßte. Er ging sofort auf 3000 Meter herunter und landete so schnell wie möglich. „Hörst du noch?“ schrie er Peckham ins Ohr. Aber der hörte nichts, sondern lief nur wie ein Windhund in die Dunkelkammer, um zu sehen, ob seine Aufnahmen etwas geworden waren. Es kam auch schon vor, daß er sich beim Fotografieren zu weit aus der Kabine hinauslehnte und dann mit dem Fallschirm statt mit dem Flugzeug unten ankam. Heute müssen alle Aufnahmen vorher genau abgesprochen werden. Die beiden Flugzeuge — das zu fotografierende und das mit dem Fotografen — stehen außerdem in Funkverbindung. Auf die Sekunde genau muß das Objekt in die Schußlinie kommen. An jedem Tag sind die Lichtverhältnisse anders. So zu fotografieren ist eine ganz respektable Kunst. Aber kein anderer Kameramann als der Fliegerfotograf kann auch behaupten, daß er den ganzen Himmel zum Atelier habe.

Die Kamera, mit der unser Flugzeugfotograf einsteigt, ist eigens für Aufnahmen in schwindelnden Höhen konstruiert.

Aufnahmen in großer Höhe. Der Fotograf dieses Bildes mußte nach innen und außen zugleich aufpassen, damit ihm dieser seltene und gewagte Schnappschuß glückte.



Das Fliegende Dreieck ist eine Maschine vom Delta-Typ Aero 707 B. In scharfer Kurve legt sie sich auf die Seite und bietet dem Fotografen die ganze Unterfläche zu einem

Schnappschuß, der Flugzeug, Wolkenmeer und Landschaft umfaßt. Solche Luftbilder hat man sich nicht träumen lassen, als man einst mit schwerfälligen Doppeldeckern begann...

Die Leute von nebenan zum Beispiel, die tun so, als gehe sie die ganze Hast unseres Alltagsbetriebes überhaupt nichts an. Sie sind zufrieden, meistens sogar ausgesprochen guter Dinge, haben immer Zeit füreinander und oft sogar noch für fremde Menschen. Abends machen sie wirklich Feierabend, wie das früher einmal allgemein üblich gewesen sein soll. Wenn sie krank sind — sie sind es übrigens höchst selten —, dann kurieren sie ihre Geschichte einfach aus, als ob das die natürlichste Sache von der Welt sei. Sie machen absolut kein Aufhebens davon. Jedenfalls zimmern sie sich aus den möglichen Gefahren irgendwelcher aktuellen Krankheiten oder Bedrohungen keine neuartige Weltanschauung, obwohl sie Krankheiten und anderen Gefahren nicht mehr und nicht weniger anheimfallen als du und ich.

Das bemerkenswerteste an ihnen ist jedoch, daß sie zum Beispiel keine Angst haben. Wenn ihnen die Verfasser von modernen Theaterstücken, Hörspielen, Filmen, Romanen oder sogenannten Tatsachenberichten Angst einjagen wollen, dann prüfen sie kurz, aber haarscharf die Probleme, um die es sich dabei handelt, und sie stellen fest, daß es konstruierte Probleme sind, die man auch anders sehen, mit denen man auch anders fertig werden kann.

Trotz einer rings um sie her künstlich erzeugten Existenzangst bleiben sie Optimisten. Mit beneidenswert gesunder Logik tun sie die Argumente ab, die zum Beweis dafür angeführt werden, daß die gerade in dieser Zeit zu leben gezwungenen Menschen ganz besonders arm dran seien.

Dies — zum Beispiel — ist ihre Logik: Wieso haben die Urmenschen, als sie sich von den Bäumen heruntertrauten und sich zaghaft, aber aufrechten Ganges in eine für unsere Begriffe noch sehr ungeordnete und gefährliche Landschaft vortasteten, eigentlich weniger Angst haben müssen als unsereiner? Und waren — gemessen an der Bevölkerungsdichte in

Jahre aus Gründen, über die man ein Leben lang ergebnislos nachgrübeln könnte, die mageren Jahre auch dann folgen, wenn der Mensch wie besessen schuftet und sich abmüht, um den harten Schlägen des Schicksals auszuweichen. Immer haben die Menschen geschuftet und stets haben sie sich abgemüht. Das ist gar nicht so neu. Früher hatten sie es

gibt es auch eine Schutzmöglichkeit, für die freilich keine Versicherungsgesellschaft und kein Sozialministerium zuständig sind. Wer sich gegen die weitverbreitete Angst, es könnte Schlimmes passieren, geistig und seelisch wappnet, der ist damit auch körperlich gegen die großen Gefahren geschützt, und sei es auch nur, daß er ihnen, um es sportlich auszudrücken, in bester Kondition entgegentritt.

Zu allen Zeiten ist die Menschheit von kleinen, von großen und von riesengroßen Schäden heimgesucht worden. In dieser Beziehung haben unsere Vorfahren uns, aber auch wir ihnen nicht das geringste voraus. Allerdings verlangen die neuzeitlichen Beeinträchtigungen, denen wir ausgesetzt sind, eine auf den technischen Fortschritt abgestimmte Sicherung des einzelnen und damit für die Gesamtheit einen vernünftigen zivilen Bevölkerungsschutz. Er sollte eine wichtige Angelegenheit für jeden Menschen sein, der seiner Grundhaltung nach davon überzeugt ist, daß am Ende das Leben doch immer recht behält. Inmitten einer auf Todesangst eingestellten Gesellschaft, deren Nervensystem nur noch auf die Keulenschläge der Panik zu reagieren scheint, gilt es aber leider als abwegig und äußerst unmodern, das Leben zu bejahren.

Hilfsbereit, freundlich und optimistisch den Menschen entgegenkommen, wie wir es zum Beispiel mit dieser neuen Zeitschrift versuchen möchten, ist unter besagten Umständen keine ganz leichte Sache. Aber auch auf die Gefahr hin, für unmodern zu gelten: Wir sollten diese nicht ganz leichte Sache schwer nehmen. Mit allem Ernst. Aber ohne Angst!



Zum Beispiel

jenen versunkenen Jahrtausenden — die prozentualen Bedrohungen für den einzelnen damals etwa geringer als heutzutage? Ist es vielleicht ein beruhigendes oder gar ein geruhames Dasein gewesen, als man noch gezwungen war, ständig die Keule, den roh behauenen Steinhammer, die Streitaxt oder sonst eine Waffe zum Greifen nahe bei sich zu haben?

Schon die Primitivsten unserer Vorfahren haben gewußt, daß gelegentlich Blitze herniederzucken, Flüsse und Ozeane ganze Landstriche überfluten, daß unter einer erbarmungslosen Sonne das Pflanzenreich dahinwelkt, daß mit der Dürre der Hunger einkehrt und daß auf fette

dabei insofern möglicherweise etwas leichter, als zu ihren Lebzeiten weder die Managerkrankheit erfunden war noch unser Kreislauf von den Predigern der Angst gestört wurde.

Die Leute von nebenan haben zum Beispiel keine Antenne für den Glockenschlag der letzten Stunde. Bei ihnen ist es niemals fünf Minuten vor zwölf, geschweige denn jemals 24 Uhr. Wenn es sie packt und schüttelt, dann geht ihnen die Puste noch lange nicht aus. Dann packen sie nämlich ihrerseits an und helfen sich selbst, ihren Nächsten und auch all denen im Umkreis, die einer Hilfe bedürfen. Denn gegen jede Bedro-

SPIELZEUG EINES MILLIONÄRS

Die atombombensichere Villa · Er kam hinein, aber nicht wieder hinaus · Wirrwarr bei Schlössern

Es ist ein Verhängnis, Millionär zu sein. Das erfuhr der Besitzer dieser Villa in USA. Aus Furcht vor Atombomben legte er eine erkleckliche Summe in einem atombombensicheren Bunker im Garten seines Heims an. Der Bunker liegt vierzig Meter unter der Erde und birgt alles, was man sich wünschen kann: einen Fahrstuhl mit automatischen Sicherheitstüren aus Spezialstahl, wohlgepanzerte Schränke zum Aufbewahren von Schmuck, alten Kunstwerken oder auch Aktien, natürlich auch einen Fernsehempfänger, ein millionärmäßiges Badezimmer, ein erstklassiges

Schlafzimmer und Verpflegung, die für lange, lange Zeit ausreicht. — Das Verhängnis nahte diesem Bunker nicht in Gestalt einer Atombombe, sondern es wurde ihm sozusagen eingeboren. Es entwickelte sich aus den mit besonderen Kennziffern versehenen Schlössern an den vielen Türen, die man vom Bunkereingang bis zur tiefsten Tiefe passieren muß. Wo man hereinkommt, muß man auch wieder herauskommen, doch eben dies erwies sich als unausführbar. Der auf seinen Bunker gewiß stolze Millionär fuhr eines Tages ein, brachte aber die Zahlenschlösser an den Tresor-



Der schwerreiche Erbauer der atombombensicheren Villa macht mit seiner reizenden Gattin einen Rundgang um sein Heim. Wie man sieht, ist er ein Freund tropischer Pflanzen. Er hat sogar Blumen in die Tiefe des Bunkers gepflanzt, wo sie die Lampen umhüllen und wunderbar duften. Mit Schönheit und Komfort will er auch unterirdisch leben. Als ob das im Ernstfall wichtig wäre!



türen in einer Weise durcheinander, daß sie sich mit den vorgesehenen Kennziffern nicht mehr öffnen ließen. Auch die Baufirma und die Polizei, die er mit seinem Bunkertelefon anrief, konnten es nicht. „Sollen wir Sie freisprengen?“ fragte ein Sprengmeister. Aber entrüstet kam ein „Nein“ zurück, denn bei solcher Gewalttätigkeit ginge der kostbare Bunker so ziemlich zum Teufel. So wurde also probiert und probiert und an den Schlössern herumexperimentiert, wie lange, wissen die Götter.

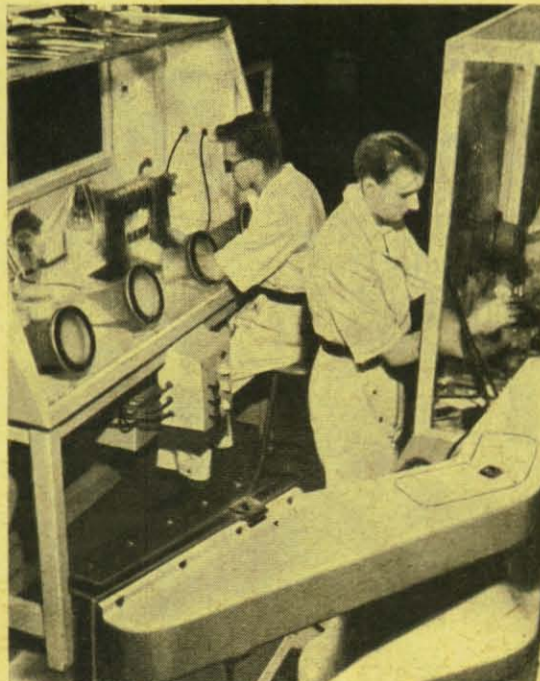
◀ Es kommt viel Besuch, und so muß man Parkplätze schaffen, die über die Mauer hinaus in die Luft vorspringen. Drunten im Bunker bestaunen die Gäste u. a. einen Glasschrank, in dem die 50 Anzüge des Hausherrn wohlgeborgen sind. Hinein geht man auf einem Teppich, der sich durch Druck auf einen Knopf langsam vor-schiebt. Spielzeug eines ahnungslosen Millionärs...

Atome spüren Verbrecher auf

Mit Geigerzähler und Pistole



Diese Fußspuren reden für das Ohr vernehmlich, freilich nur mittels des Geigerzählers, der bei Auftreffen auf Radioaktivität hörbar anschlägt. Sie stammen von einem Einbrecher, der Pech hatte: der Ladeninhaber hatte den Fußboden mit radioaktiver, unsichtbarer Paste bestrichen, die an den Sohlen des Diebes haftenblieb. Das Geigerrohr verrät den Weg des Flüchtigen unfehlbar. Die Polizei bleibt ihm dicht auf den Fersen.



Atome entschleiern unweigerlich alles, was die Sonne nicht an den Tag bringt. Im Atommeiler spürt man mit Hilfe der Radioaktivität Gifte auf, die sich sonst dem Nachweis entziehen. Da sie sich in manchen Teilen des Körpers speichern, kann das Geigerrohr sie dort — auch noch lange nach dem Tode — nachweisen. Der Begriff „ungeklärte Todesursache“ stirbt in der Kriminalistik aus.



Keine Maskerade ist diese Vermummung, sondern sie ist die „Diensttracht“ des modernen, mit atomaren Strahlen arbeitenden Kriminalisten, den der Schutzanzug gegen Strahlenschäden sichert. Sherlock Holmes, der mit verwickeltester Logik aus winzigstem Indiz den Verbrecher erschließen mußte, wird durch den modernen Kollegen, der „Herr Atom“ heißen könnte, abgelöst.



Und warum die ganze Tragödie? Lottchen sollte nur Tante Klara das schöne Händchen geben. Statt dessen hängt sie verzweifelt an Muttis Rock und wiederholt eigensinnig: „Nein, ich mag das Händchen nicht geben!“ Ernster Fall!

Nun doch gerade nicht!

Trotzköpfchen gibt es nicht nur in der Backfischromanreihe „Trotzköpfchen“, sondern sehr häufig auch im unromanhaften Alltag. Sie machen sich und anderen das Leben sauer. Denn auch der Trotzkopf selbst ist nicht glücklich in seiner Verbocktheit. Er möchte so gern die Leichtigkeit haben, sich reibungslos einzufügen — er bringt es aber einfach nicht über sich.

Trotz gehört zu den seelischen Fehlhaltungen, die ihre Wurzel meist in der frühen Kindheit haben.

Es gibt im menschlichen Leben einige „normale“ Trotzperioden. Sie stellen sich jeweils am Übergang von einer Entwicklungsstufe zur anderen ein. Diese Übergänge sind von innerer Unsicherheit begleitet, und da Trotz immer auch auf einem Mangel an Selbstsicherheit beruht, pflegt er genau zu diesen Zeiten aufzutreten.

Das erste Erwachen des Selbstbewußtseins im kleinen Kinde ist solch eine Klippe. Klein-Irmchen will ihr rosa Kleidchen anziehen. Mama findet, es sei heute zu kühl für das dünne Fähnchen. Irmchen hat sich auf die rosa Pracht versteift. Sie sträubt sich wie eine Wilde, als Mama ihr das Blaue überstreifen will. Endlich ist es ge-

glückt, ihr das Kleid anzuziehen. Jetzt setzt der Trotz ein. „Dann gehe ich gar nicht mit“, erklärt Irmchen. Geschicktere Irmchens kriegen in diesem Augenblick auch wohl ein Wehwehchen, und wenn sie auf eine weiche Umgebung treffen (der meist eine Oma angehört), erreichen sie, daß sie zu Hause bleiben dürfen. Irmchen hat erreicht, was sie wollte, und man sollte meinen, nun wäre sie vergnügt. Keineswegs — es gehört zum Wesen des Trotzes, daß er sein Opfer des Erfolges nicht froh werden läßt.

Trotz hat die gefährliche Eigenschaft, daß zuviel Strenge wie zuviel Nachsicht ihn nicht brechen, eher fördern. Es bedarf einer großen erzieherischen Geschicklichkeit und Selbstbeherrschung, einem Kinde aus dem Bannkreis des Trotzes herauszuhelfen.

Da sitzt Lorchen vor dem Teller und ist nicht zu bewegen, einen Bissen hinunterzubringen. Man hat ihr vorhin einen unvernünftigen Wunsch abgeschlagen — und nun rächt sie sich. Liebe Mutter — überlaß sie ihrer „Rache“. Räume den Teller beiseite und sage beiläufig: „Ein sattes Kind braucht nichts zu essen, sonst wird es zu dick“ — bleibe hart bis zum Abend, notfalls bis

zum nächsten Tag. Trotz, der seine Publikumswirkung verfehlt, macht keinen Spaß mehr. Gönn' deinem Kind Zeit, daß es sich aus seinem Trotz zurückziehen kann, ohne eine Niederlage zugeben zu müssen.

Die nächste natürliche Trotzperiode pflegt einzutreten, wenn das Kind zum Jugendlichen heranreift und sich schon halb erwachsen fühlt. Es will dann eine „Gleichberechtigung“ an den Tag legen und versucht, seinen Willen mit Trotz zu behaupten. Wenn es in dieser Zeit nicht glückt, die Trotzneigung zu dämpfen, kann die Sache bedenklich werden. Jugendrichter wissen, wie oft hinter den Missetaten Jugendlicher der Wunsch steckt: „Denen werde ich es zeigen!“

Auch unter Erwachsenen gibt es noch viele Trotsköpfe. Sobald etwas nicht genau so läuft, wie sie es sich vorgestellt haben, ziehen sie sich in trotzig Haltung zurück. Die ersten Ehemonate sind mitunter durch Trotzanfälle getrübt, bis die jungen Partner es gelernt haben, daß zwei „Ich“ nur dann ein „Wir“ ergeben, wenn man eigene Wünsche zurückstellt.

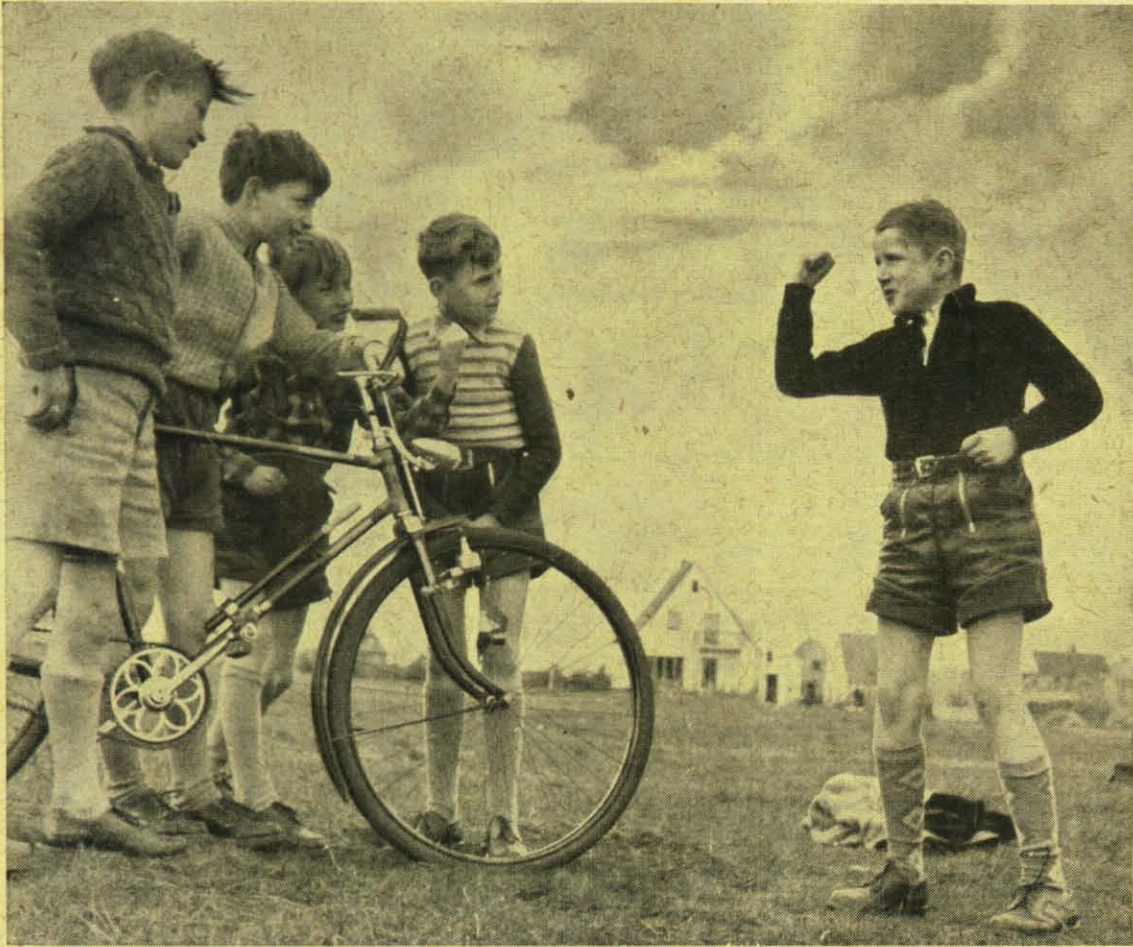
Mitunter kann man zur Heilung des Trotzes die Eitelkeit zu Hilfe rufen. Keiner macht sich gern lächerlich. Ein trotziger Mensch aber wirkt immer lächerlich, wie übrigens jeder, der sich irgendeiner Sachlage gegenüber unangemessen benimmt.

Schließlich bringt die Wende ins hohe Alter noch einmal ein Aufflammen von Trotzregung, wenn der Alternde es nicht über sich bringt, nun die Jugend ans Ruder zu lassen. In seinem Trotz zieht er sich auf sich selbst zurück, schließt sich aus dem Kreise seiner Kinder und Enkel aus und zahlt für seinen Starrsinn mit dem Preis bitterer Vereinsamung.

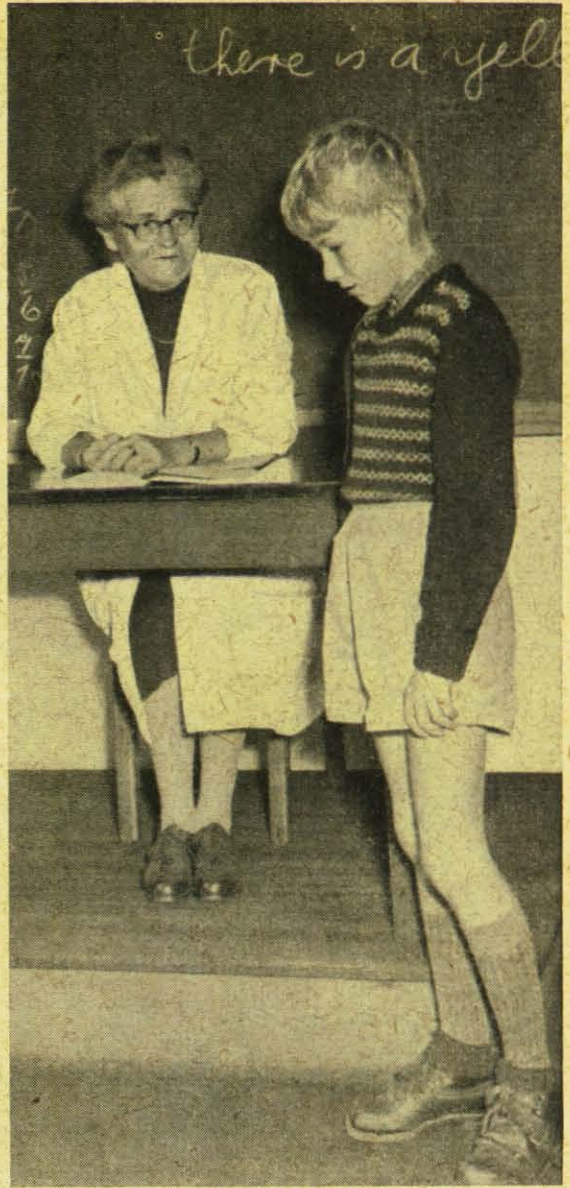
„Lieber Himmel, wirst du denn nie richtig einteilen lernen?“ schreit er gereizt seine junge Frau an. Jetzt kocht es in ihr. „Statt mich anzubrüllen, könnte er ja mal danach fragen, was das Leben kostet“, trotzt sie in sich hinein. Damit beginnt ein Eheproblem.



Aus lauter **TROTZ**



„Meinen Eltern werde ich es zeigen“, brüstet sich Klaus vor den Kameraden. „Oller Angeber!“ frotzelt einer von den Jungen und macht die Sache damit nicht besser. Wer weiß schon, daß Klaus sich aufs bitterste zurückgesetzt fühlt? Dem Schwesterchen gilt jetzt die Hauptliebe der Familie. Klaus sinnt auf eine „ehrenrettende“ Tat.



Jan, zu Hause verzogen, ist gewöhnt, daß selbst seine Schwächen noch respektiert werden. Das kann die Schule sich nicht leisten. Der empfindliche Jan schweigt trotzig.



So gut, wie Hella tut, schmeckt ihr das Essen ja gar nicht, das sie in der Küche allein verzehrt. Am Familientisch wurde sie pampig, und der Vater hat sie unter dem belustigten Grinsen der Geschwister „ausgewiesen“. Trotz ist kein guter Koch, der Kleinen wird das unlustig hinabgewürgte Essen kaum gut bekommen. Ihr Gesicht verrät ihre „Niederlage“.



Er hat ausgetrotzt und bittet reuig um Vergebung. Jetzt nur nicht den Fehler machen, seinem Flehen unzugänglich zu sein! Dazu steht in jeder Ehe allzuviel auf dem Spiel!

Vorübergehende bedauern den armen Alten, der so allein hier herumsitzt. Hat er es nötig, einsam vor sich hinzubrüten? Daheim hat er Kinder und Enkel. Aber er selbst hat sich zum Einzelgänger gemacht. Er spielt nicht mehr mit, weil die Jugend alles besser weiß.

Selbst Kahlköpfe können noch Troztköpfe sein



„Ein wenig Asche kam mir in die Augen“



Muß, was Beginn war, das Ende sein?

Vom amerikanischen Verteidigungsministerium wurde mitgeteilt, daß die 22 japanischen Fischer, die kurz nach dem Wasserstoffbombenversuch vom 1. März 1954 im Pazifischen Ozean durch radioaktive Strahlungen erkrankten, wieder ein normales Leben führen. Auch den amerikanischen Soldaten, die damals aus dem gleichen Grunde zu Schaden gekommen waren, geht es wieder gut. Ärztliche Kunst hat diese Menschenleben endgültig gerettet. Alle Welt hatte Mitgefühl mit den Fischern, die von den gefährlichen Strahlungen weit entfernt vom Detonationsort heimgesucht wurden. „Fukuryu Maru“ („Glücklicher Drache“) hieß ihr Schiff.

Der Kapitän, erst 24 Jahre alt, hatte am frühen Morgen des 1. März 165 Seemeilen (305 Kilometer) von Eniwetok entfernt und 14 Seemeilen (26 Kilometer) außerhalb des Sperrgebietes der amerikanischen Atomenergie-Kommission Anker geworfen und um 5.30 morgens ahnungslos die Netze ausgelegt.

Die Sonne ging um 6.09 Uhr auf. Als sich der Dunstschleier vom Meeresspiegel hob, wurde die Sicht außergewöhnlich klar. Die See ging ruhig. Das 90 t große Fischerboot wiegte sich sanft auf und ab. Tsuitsui und seine acht Besatzungsmitglieder holten die Netze ein. Sie waren schwer von Thunfischen. Es war ein guter Fang: mehr als 16 500 Pfund brachte er ein.

Die Uhr war auf 6.12 vorgerückt. Einer der Seeleute, Sanjiro Masuda, gab später dem Korrespondenten der amerikanischen Zeitschrift „Life“ über seine Erlebnisse einen Bericht, der ergänzt wiedergegeben ist in dem ausgezeichneten Buch von Shepley/Blair „Die Wasserstoffbombe — der Konflikt, die Bedrohung, die Konstruktion“ (Steingrüben-Verlag, Stuttgart). „Da sahen wir“, so berichtete Masuda, „auf einmal Feuerblitze in den Himmel emporschließen, so hell wie die Sonne selber. Sie stiegen bis zu einer Höhe von zehn Grad über dem Horizont auf, und der Himmel ringsherum glühte feurig rot und gelb. Irgend jemand rief zu den Männern unten: ‚Die Sonne geht ganz seltsam auf! Kommt schnell und seht!‘ Dann erkannte ich, daß es unmöglich die Sonne sein konnte, die wir dort sahen, denn das Feuer stieg im Westen empor. Da bekam ich zum erstenmal Furcht und dachte an Peikadon (der japanische Ausdruck für Atombombe).“ Das Glühen dauerte nach Masudas Erinnerung mehrere Minuten. „Dann schien das Gelb zu verblassen“, fuhr er fort, „und ein mattes Rot blieb zurück wie das Rot eines glühenden Eisens, das in der Luft erkaltet.“

Der Donner kam sechs Minuten später. „Es gab da zwei“, berichtete Masuda, „sie überstürzten sich wie der Lärm von vielen Donnern, die übereinanderrollen. Wir bemerkten keine Erschütterung, obwohl das Schiff nach Steuerbord zu rollen schien, gerade so, als wolle es einen Stoß abfangen.“ Dann habe sich eine Wolke wie eine riesige Pyramide gebildet. Wie hoch sie gewesen sei, wisse keiner der Fischer, sagte Masuda, da niemand ihre Spitze gesehen habe. Sie sei höher und höher gestiegen und habe sich hin und her bewegt. Über die Farbe seien sich die, die sie beobachteten, später nicht einig gewesen. Seiner Erinnerung nach habe sie mehrmals gewechselt, meinte Masuda, und es habe eine Reihe von seltsamen Ausbrüchen und Blitzen in der Wolke gegeben, und zwar in allen Farben, in Rot, Orange, Violett, Grün, Blau und in vielen Zwischentönen.

Die Farben verblaßten allmählich, und der Horizont wurde wieder klar. „Gegen den Himmel begann sich eine kleine zerfetzte Wolke abzuheben“, erzählte jetzt Kapitän Tsuitsui. „Ich erinnere mich, daß Saburo Ando sagte: ‚Schau, ein Kondensstreifen!‘ Ich überlegte, ob es wohl eine Atombombe gewesen sei.“ Aber die Fischer hielten sich nicht länger auf und kehrten an ihre Netze zurück. Sie arbeiteten eine ganze Weile an den Netzen, nach Masudas Erinnerung drei Stunden, nach Kapitän Tsuitsuis Erinnerung zwei.

Dann begann plötzlich ein feiner weißer Staub von oben herabzurieseln, eine Art Asche. „Ein wenig Asche kam mir in die



Sein Gesicht war gezeichnet von der weißen Asche, die auf ihn niederfiel.

Augen und begann zu brennen“, sagte Kapitän Tsuitsui. „Dann drang die Asche auch in die Nase. Ich schnaubte meine Nase und nahm meinen Strohhut ab und versuchte, die Asche abzuklopfen und sie von meinem Gesicht fortzufächeln.“

Die Asche war fein wie Puder. „Als die ersten Wolken kamen“, erzählte Masuda, „kurz bevor der Aschenregen fiel, war die Sonne im Osten wie ausgelöscht.“

Es geschah noch etwas Seltsames. Ich trug ein Paar Baumwollhandschuhe, die mit einem Gummizug am Handgelenk festsaßen. Als ich die Handschuhe angezogen hatte — bevor die Asche fiel —, waren die Gummibänder fest und straff gewesen. Als ich die Handschuhe auszog, zerbröckelten die Gummibänder und fielen in Stückchen ab.“

Kapitän Tsuitsui befahl, den Anker zu lichten. Das Boot nahm Fahrt und Kurs in Richtung seines Heimathafens auf, 2000 Meilen von der Position entfernt, an der es in den Aschenregen geraten war.

Vierzehn Tage später erreichte das unglückliche Schiff die japanische Küste. In der Zwischenzeit war fast die gesamte Besatzung krank geworden. Als das Schiff festgemacht hatte, wurden die kranken Seeleute sofort ins Hospital gebracht. Als sie erwähnten, daß sie in der Nähe von Eniwetok gefischt hatten und erkrankt waren, wurden japanische Atomstrahlen-Spezialisten auf schnellstem Wege benachrichtigt und hinzugezogen.

Ehe man jedoch auf der richtigen Spur war, war ein großer Teil der Thunfischladung des „Glücklichen Drachen“ schon ausgeladen und auf den Markt gebracht worden. Die Untersuchung ergab, daß nicht nur die Seeleute, sondern auch das Boot und die ganze Ladung radioaktiv „heiß“ waren. Der Versuch, die Thunfische vom „Glücklichen Drachen“ wieder einzusammeln und zu beschlagnehmen, um weiteren Schaden zu verhüten, löste in ganz Japan eine Panik aus. Die öffentliche Meinung geriet in große Erregung.

Der Vorsitzende der USA-Atomenergiekommission, Strauss, gab später zu, daß die Detonation doppelt so stark war, wie die Wissenschaftler berechnet hatten. Eine unvorhergesehene Winddrehung hatte die radioaktive Wolke zu dem japanischen Fischerboot getrieben. Damals sollte noch eine zweite Bombe geworfen werden, die dreimal so stark wie die erste gewirkt hätte. Aber der Versuch schien zu riskant und wurde abge sagt. Seitdem ist von den USA kein weiterer Versuch mit Wasserstoffbomben mehr gemacht worden.

Von den Sowjets wurde am 22. November 1955 jedoch eine noch größere Bombe als die von Eniwetok zur Detonation gebracht, von der radioaktive Nachwirkungen in aller Welt gemessen worden sind.

*Etwas
Besonderes*



Vielleicht..



10 Pfg

in der blauen Spiegelpackung

..eine ideale Orient-Zigarette

Wir garantieren für die Verwendung
nur reiner Orient-Tabake



原子爆弾



„GENSHIBAKUDAN“ — so werden die vier chinesischen Schriftzeichen neben unserem Bild ausgesprochen. Sie bedeuten: „Atombombe“. Hiroshima, kurz nach dem Angriff — eine tote Stadt für immer? Nein! Der Lebenswille des japanischen Menschen ist ungebrochen.

EIN ZEHNMINUTENFILM
UM ENTFESSELTE KRÄFTE

Gefährliche Nachbarschaft

Wer sind diese gefährlichen Nachbarn des Menschen? Früher waren es nur die wilden Tiere, die Kälte und die Hitze, Räuber und Wegelagerer, schließlich tückische Krankheiten, die ganze Städte in den Schwarzen Tod schickten. Sie alle, mit Ausnahme des Todes, hat der Mensch so weit zurückgedrängt, daß er sich vor ihnen nicht mehr zu fürchten braucht. Aber da wetterleuchtet es herauf aus früher unbekanntem Nachbarschaften. Der Mensch selbst entriß sie dem Schoß der Natur: die Dampfkraft, die Elektrizität, die Atomenergie . . .

300 000 bis 400 000 Menschen sahen oder sehen in diesem Winter einen Film „Gefährliche Nachbarschaft“. Er wird von den Landes- und Kreisfilmdiensten an Vereine und Organisationen der Jugend- und Erwachsenenbildung vergeben. Ein Filmchen nur, wenn man die zehnminütige Laufdauer zum Maßstab nimmt. Ein ganz runder einprägsamer Film jedoch, wenn man das Thema bedenkt und sich der Ergriffenheit erinnert, mit der man die Vorführung verließ.

Was soll das Ticken, das man zu Be-

ginn und später nach kurzer Pause immer wieder bis zum Ende vernimmt? Simpelstes und doch wahrhaft bedrängendes Motiv: Tick, tick, tick. Gefahr, Gefahr, Gefahr. Dazu die Bilder: Ein formelhaft vereinfachtes Menschlein, in Bedrängnis geratend vor Wellenkreisen, die tickend auf es eindringen. Sie suchen Schutz in der Mutter Erde, diese großen und kleinen Menschlein, die großen mit den kleinen auf dem Arm. Die mathematische Formel, das Flugzeug, der Atompilz — sie huschen als dürre, aber eindringliche Zeichen des „Technischen Fortschritts“ über die Leinwand.

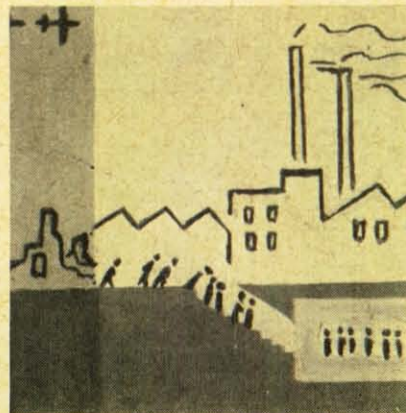
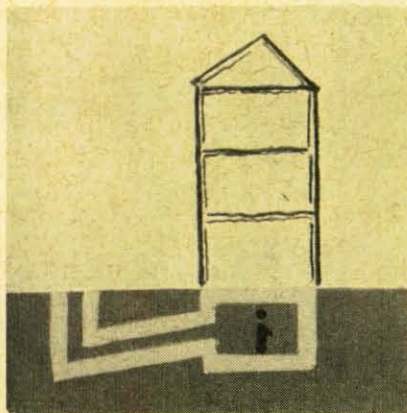
Und es bleibt auch nicht bei der Theorie. Die unheimlichen Wellen schweben vom Himmel auf die Stadt Hiroshima und bringen sie zum Zusammensturz. Vernichtet, versengt sind die leichtesten Holzbauten der Japaner. Aber ist wirklich alles zerstört? Doch nicht! Alle Bauten aus Stahlbeton haben dem Druck widerstanden. Selbst einfache Gräben, nur mit Erde überdeckt, blieben intakt. Unversehrt blieben in der Wüste von Nevada auch die amerikanischen Soldaten, die in

Erdlöchern vier Kilometer entfernt die Atombombenversuche beobachteten. So schutzlos, wie es zuerst scheinen mag, ist der Mensch auch gegen Atombomben nicht. Zwar gibt es Mittel einer Massenvernichtung von solchen Graden, daß nur noch die Furcht vor dem Zurückschlagen auf das eigene Land des Angreifers ihre Anwendung verhüten könnte. Aber es wäre unverantwortlich, wenn man sich auf so viel Furcht und Vernunft allein verlassen würde. „Biegesteife Kästen“ aus 30 bis 60 Zentimeter starkem Stahlbeton bieten außerhalb des Detonationskerns gegen Luftstoß und Hitze Wirkung Schutz und wirken selbst gegen atomare Strahlungen als Filter. Im übrigen gilt es, die Städte weitverzweigt in die Landschaft hineinzubauen, wie dies vernünftige Städtebauer schon mit Rücksicht auf die Gesundheit des vom Lärm, vom Staub und vom Verkehrsmoloch geplagten Großstadtmenschen für geboten halten.

Alle Energien, die der Mensch den verborgenen Schatzkammern der Erde abgewinnt, haben zwei Seiten: eine gefährliche und eine nützliche. Es war

ein Verhängnis, daß die Atomenergie nicht mit Segen, sondern mit den zermalmenden Blitzen von Hiroshima und Nagasaki in die Weltgeschichte eintrat. Aber diese Donnerschläge rütteln unser Gewissen auf. Die Furcht vor den unabsehbaren Gefahren, die der Gebrauch der Atomenergie als Waffe bringt, läßt allenthalben einen mächtigen Willen zu ihrer Bewältigung entstehen. Dieser Wille ist überall zu spüren, wo die Situation erfaßt wird, vor der wir im atomaren Zeitalter stehen.

Blitzartig, mit wenigen Strichen, wird diese Situation in dem Film beleuchtet. Er wurde nach Idee und Drehbuch von Erwin Oehme (Zeichnungen: Manfred Weinreich) von der Occident-Film-Production, der Bundes-Filmpreisträgerin von 1954, geschaffen. Die zehn Minuten sind klar wie Mathematik und schlagen in Bann wie ein Drama. Aber nicht wie ein altgriechisches Schicksalsdrama, in dem der Mensch den höheren Gewalten erliegt, sondern wie ein Charakterdrama, in dem er selbst zwischen Tod und Leben zu wählen hat.



Ein Leben lang

NOVELLE VON DOROTHEA HOLLATZ

Es war am Abend des Tages, da sie die Herrin begraben hatten. Jeder hatte das Bedürfnis, etwas auszusagen. Der eine: Sie hat mich mal verbunden, als der Baum mein Schienbein zerbrach, und das vergeß ich zeit meines Lebens nicht. Der andere: Und Augen hat sie gehabt, als wenn sich der Himmel in dein Gewissen bohrt. Der dritte wußte zu melden, daß in ihrem Testament der Satz gestanden habe: Schützt den Berthold vor Not im Alter; und darüber habe sich der Mann geärgert und auch der Sohn, denn sie wußten nichts damit anzufangen.

Sie hieß Cäcilie, aber die Dörfler nannten sie nur die Lüttje, damals, vor Jahren, nur nicht der Berthold. Der sagte immer nur „das Fräulein“. Er war immer schon merkwürdig gewesen, und so recht klug ist nie jemand aus seinen Worten geworden; sie flossen sparsam. Und dieser Berthold ist nun gleich nach ihrer Beerdigung auch gegangen, sonderbar ist das alles. Er hat dabei gemurmelt: „Das geht nicht, daß ein Kind seinen Vater schlägt...“ und hat sich davongeschlichen.

Er durfte dem Fräulein die Schultasche tragen, eine braune Ledertasche mit zwei Nickelschlössern. Zwanzig Minuten waren es vom Gutshaus zur Schule, und welch ein Weg! Die Kinder hoben die Nasen und schnupperten in die Luft. Dieser süßsauerliche Geruch nach Kartoffeln, mit Kleie vermischt, der vom Stall herströmte, der scharfe Geruch der Tiere selbst, der bittere von den Obststauden und der milde, der aus den Blättern des Jasmin floß — das gab eine Mischung, die sich ins Gedächtnis einfräß, unvergänglich. Und später ein Stück Landstraße, von Birken gesäumt. Das Fräulein sollte nämlich nicht im Wagen fahren, damit die Kinder im Dorf nicht neidisch würden, aber vielleicht war es auch wegen der Gesundheit, damit sich die Lüttje etwas bewege, denn es war trotz Sonne und Fürsorge immer blaß wie eine Zimmerpflanze. Damals war sie sechs Jahre alt, und als sie später in die Stadt zur Schule fuhr, waren drei Jahre um, so daß der Berthold also drei Jahre lang dem Fräulein die Schultasche hatte tragen dürfen, der Hütebub aus dem Schafstall, der Mutterlose mit den ernstesten Augen und dem Nichts an Hab und Gut. Allerdings konnte er damals schon Socken stricken, aber das durften die Mädchen nie erfahren, er wäre vor Scham in die Erde gesunken. Und durch diesen Schulweg ist alles gekommen, denn drei Jahre, das sind dreimal Frühling und Herbst, dreimal Sommer und Winter, und das ist nichts Geringes, zumal in der Jugend, wo jeder Tag eine kleine Ewigkeit umschließt und die Zeit noch nicht mit dem Metermaß gemessen wird. Und sie hatte Locken, die Lüttje, so braun wie Kastanien im September, wenn sie vom ersten Sturm zu früh vom Stamm und aus der Schale geschleudert werden, solch ein helles, unschuldiges Braun. Und sie sagte einmal zu dem Jungen: „Du, Berti, mein Vater hat gesagt, deine rübelgelben Stoppeln auf dem Schädel wollte er wohl mal mit der Sense mähen, ehe der Schnee fällt.“ Aber da tat es der Berti schnell selbst, mit der Schere im Schafstall, und alle haben sich gebogen vor Lachen, weil's so zackig wie ein schlecht gemähtes Roggenfeld aussah, aber das Fräulein hat gesagt: „Komm um drei hinters Wasser, ich bring dir's wieder in Ordnung, ich will nicht, daß sie über dich lachen.“ Und mit Fingern wie Blumenstengeln hat sie auf seinem Kopf herumgespielt und mit der kleinen Stickschere hantiert, und zuletzt war's ein Scheitel, genau über dem linken Auge, und nichts mehr zum Lachen für die Gafflustigen und ein aufgeblühter Himmel mit tausend Sternen in Bertis Herzen. Denn er hatte nur einen gichtkranken Vater und zwei größere Brüder; da gab es nicht

viel zu lachen, und daß jemand seine Hand an sein Haar legte ohne Geschrei und Eile, das war noch nie geschehen. Der Barbier zu Weihnachten ging anders mit ihm um.

Also später ist die Lüttje in die Stadt gefahren zur Höheren Schule, sie hat viel gelernt, und manchen Nachmittag hat sie mit dem Berthold am Zaun der Koppel gestanden und ließ ihre Rede wie einen Plätscherbach niederrieseln, und der Junge wurde des Zuhörens nicht müde, und jede Stunde war zu kurz — was hatte er sonst im Leben? Das Fräulein wuchs wie eine Pappel in die Höhe, ein schönes Mädchen, fürwahr, und sie trug einen Armreif, der das Handgelenk umspannte, und außerdem einen Ring aus Stroh geflochten. Aber der war bald zerknickt, und sie sagte: „Du müßtest mir gleich ein ganzes Dutzend machen, Berti, damit ich immer einen Ersatz habe.“ Aber er hat außer dem einen keinen mehr geflochten.

Das ist alles nicht so wichtig; wichtiger ist, daß keine Woche verging, ohne daß Lüttje zu ihm, dem Hüteberti, gelaufen kam und bat: „Du, es hört und sieht grad' keiner, spiel mir etwas vor, ich bin so traurig. Man will nämlich nicht haben, daß ich sooft mit dir zusammen bin, ich soll mir eine Freundin aus der Stadt mitbringen, aber wir beide kennen uns doch schon so gut und so lange.“ Und dann setzte sie sich mit dem hellen Schulkleid auf die Holzrampe oder auf den getünchten Grenzstein, legte den Kopf auf die Knie und lauschte. Und der Junge blies sich das Herz leer auf der selbstgeschnitzten Haselflöte, um das Fräulein zu erfreuen, und es sagte: „Schön spielst du, Berti, das tröstet so gut.“ Und sah auf, aber es waren keine Augen, sondern die Sterne der Unschuld, die ihn anlänzten. — „Aber, Fräulein, Sie weinen?“ — „Wenn wir allein sind, mußt du du sagen, Berti, sonst werd' ich noch trauriger.“ — „Warum bist du denn traurig?“ Und er bedachte, daß das Fräulein doch alles in Besitz habe, wonach er und seinesgleichen zeit des Lebens Verlangen trugen. — „Es ist vieles so schwer, Berti, aber das verstehst du nicht, das ist nur für mich so.“ Und dabei schaute das Fräulein so abwesend über ihn hin, als suche sie weiß Gott was in der Ferne, und es gibt ja auch höchst befremdliche Geschehen und geheimnisvolle Dinge, daß jemand wider seinen Willen in Schlaf versetzt wird oder Worte spricht, die ein anderer Wille ihm aufzwingt. Und zuweilen schien es sogar, als habe eine schleichende Krankheit von dem Fräulein Besitz ergriffen, vielleicht ein Leiden des Gemüts, während der junge Berthold nicht wußte, wohin mit seiner Kraft. Arbeit gab es rechts und links für ihn, und die Mädchen winkten ihm zu wie Frühkirschen, aber in seinem Herzen war nur ein einziges Leuchten von den ersten Hosenbeinen an: das Fräulein, dem er drei Jahre lang die Schultasche getragen hatte. Alles andere glitt von seiner Sehnsucht ab wie Öltropfen am Stahl, und nur dadurch geriet alles in Unordnung, obwohl er es als Vermessenheit, als Verwegenheit ohnegleichen empfunden hätte, auch nur einen Gedanken der Liebe in ihre Nähe zu tragen.

Und er wuchs und wurde hellhörig für die Dinge des Lebens, die Augen öffneten sich wie unter einem Zauberwort, die Hände lernten zu fassen, und die Lippen begannen ihre Möglichkeiten zu ahnen. In den Fingerkuppen sang das Blut und er sah seine Tiere an und die Pflanzen, begriff ihren Schrei und das gewaltige Wachstum und erkannte: es ist alles dasselbe, wie verschieden es sich auch nennt und gestaltet, es ist die Schöpfung in ihrer ganzen Wucht, in ihrem gewaltigen Glanz, und er wußte es nun, er ist ein Mensch geworden durch die Zeit — und ein Mann. *Fortsetzung folgt*

Freude haben - Kosten sparen

BMW Isetta fahren!



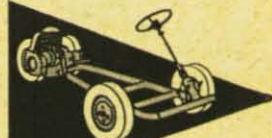
... innen groß

Auf breiter Polsterbank Platz für 2 Erwachsene und 1 Kind. Reichlich Raum auch für Gepäck.



... außen klein

Parkt auf etwa 1/2 Autofläche. Bequemer Ein- und Ausstieg durch Fronttür.



... fahrsicher

weil auf 4 Rädern, mit starkem Stahlrohrfahrgestell. Tür schließt lautlos zuverlässig.



... allseitig geschlossen

daher wetterfest, doch mit Sonnendach und Ausblick nach allen Seiten - wie im Auto.



... praktisch

für jedermann, jeden Beruf, jeden Weg, jedes Wetter. Steuerermäßigung für den Arbeitsweg.



... kraftvoll, robust

wie sein berühmter 250 ccm BMW Motor. Höchstgeschwindigkeit 85 km/st. Steigvermögen 30%.



... wirtschaftlich

Jährliche Steuer DM 44.- (weniger als ein Großstadt-Dackel!) Normverbrauch 3,3 Liter/100 km.



Preis DM **2550.-** ab Werk

Bequeme Teilzahlung

Was das Auto wenigen gewährt, erfüllt das Motocoupé BMW Isetta allen - beruflich und privat.



Isetta

BAYERISCHE MOTOREN WERKE AG MÜNCHEN

RICHTIG LEBEN -

**Immer fehlen
ein paar Minuten!**



Man muß schon rechtschaffen müde sein, wenn man auch auf einem so unbequemen Lager gut schläft. Es gibt Schlafgenies, die in jeder Lebenslage ein Schläfchen machen können.



Mit dem Schlafe fängt es immer dann an zu hapern, wenn man sich dabei etwas denkt. Der völlig gesunden und mit sich selbst in gutem Einvernehmen lebende Mensch schläft mühelos ein, wenn er sich zur Ruhe begibt.

Schlafstörungen deuten immer auf Lebensstörungen hin, entweder auf Krankheit oder auf sonstige Unstimmigkeiten. Krankheiten sind insofern das Einfachere, als sie sich durch Behandlung beheben lassen.

Anders steht es mit den verborgenen Ursachen von Schlafschwierigkeiten. Zumeist liegen sie in unserer Lebensweise. Man muß schon sehr genau nach ihrer Ursache forschen, um sie ausschalten zu können. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Art, wie wir unseren Tag verbringen, schon von vornherein die Art und Weise unseres Schlafes bestimmt.

Wie sieht denn ein Arbeitstag des Großstädtlers aus? Er steht unter dem Zeichen der Hetze. Unser Lebens-tempo hat sich zur Dauerbegleiterin unseres Daseins gemacht. Zu dieser uns aufgedrängten Hatz kommt nicht selten eine selbstverschuldete hinzu. Ja, das fängt gleich morgens an, mit dem Aufstehen. Der Wecker hat seine Pflicht getan, der Schläfer ist dem Schlummer entrissen worden. Ach, noch ein paar Minuten im Bett — wie scheinen sie köstlich, und wie teuer bezahlt man sie, meist mit dem gesamten Tages-ablauf. Denn die paar Minuten werden eingeholt sein. Das wird versucht, indem Waschen und Anziehen mit

Kleiner Selbsttest

Haben Sie Talent zum gesunden Schlafen?

Neben Essen und Trinken ist der Schlaf die dritte Kraftquelle für unsere Lebensenergie. Der nachstehende Test legt Ihnen zwölf Fragen vor, aus deren Beantwortung Sie sehen können, ob Sie diese Kraftquelle nicht fahrlässig selbst zuschütten:

	Ja	Nein
1. Wissen Sie genau, wieviel Schlaf Sie unbedingt benötigen?	5	0
2. Sind Sie bemüht, dieses „Schlafpensum“ auf jeden Fall zu erfüllen,	5	0
3. Kommt es vor daß Sie abends müde sind aber trotzdem nicht einschlafen können?	0	5
4. Nehmen Sie Ihre Mahlzeiten zu regelmäßigen Zeiten ein?	5	0
5. Sind Ihre Kissen und Bettlaken morgens sehr zerwühlt?	0	5
6. Haben Sie oft beklemmende Träume?	0	5
7. Glauben Sie, daß Ihr Körper genug Bewegung hat?	5	0
8. Fällt es Ihnen schwer, morgens aus dem Bett zu finden?	0	5
9. Wachen Sie nachts leicht auf, ohne wieder einschlafen zu können?	0	5
10. Beschäftigen Sie sich noch beim Schlafengehen mit Ihren beruflichen oder privaten Sorgen?	0	5
11. Bleiben Sie manchmal im Bett liegen, obwohl Sie gar nicht mehr müde sind?	0	5
12. Versuchen Sie beim Schlafengehen oder Aufstehen bestimmte, regelmäßige Zeiten einzuhalten?	5	0

Schlafbedürfnis und Schlafgewohnheit des Menschen hängen von seiner Konstitution, von Lebensalter, Beruf und vom allgemeinen Lebensrhythmus ab. Ein Allgemeinrezept, das jedem unbedingt den erhofften Schlaf verschafft, läßt sich daher leider nicht verabfolgen. Wer aber in unserem Test weniger als 35 Punkte hat, sollte prüfen, ob nicht eine gründliche Änderung seiner Schlafgewohnheiten ratsam wäre.

SCHLAFEN



Diese beiden sind in gesunden Schummer versunken. Beide sind gut gebettet, ein jedes auf seine Weise. Das kleine Mädchen liegt völlig gelöst da und träumt. Mieze hat es sich „tierisch“ bequem gemacht. Ein beneidenswertes Idyll.

Rekordgeschwindigkeit erledigt werden. Ein überhastetes Frühstück wird als Zeitraffer mißbraucht.

Noch immer fehlen ein paar Minuten. Nun, das werden wir schon kriegen. Jetzt geht die Jagd auf die Bahn oder den Autobus los. Hurra, es hat geklappt. Der Minutenjäger freut sich, seine Nerven und sein Magen jedoch freuen sich nicht mit. In den Nerven bleibt ein unruhiges Schwingen zurück, der Magen verarbeitet nur widerstrebend das, was man so eilig in ihn hineingeschickt hat. Der Eilkünstler merkt davon zunächst weiter nichts, als daß er sich nicht gerade hochgemut gestimmt fühlt.

Jetzt beginnt meist die von außen diktierte Hetze. Das Arbeitspensum weist einen bedrückenden Umfang auf. Statt nun eins nach dem andern ruhig abzuwickeln, lassen sich viele Menschen in Hast hineintreiben. Die Nerven vermerken das übel. Sie hoffen auf die Mittagspause, die vielleicht etwas Entspannung bringt. Die Armen — sie haben vergebens gehofft. Denn jetzt wirkt die Hast automatisch weiter, das Essen wird im Eiltempo verschlungen. Man sollte doch noch Zeit für eine Zigarette gewinnen, nicht wahr? Ironie des Schicksals: die Zigarette, die beruhigend wirken sollte, vermehrt die Unruhe.

In dieser unglücklichen Verfassung wird der zweite Teil des Arbeitstages verbracht. Noch haben die Nerven die Hoffnung nicht aufgegeben: es kommt ja auch mal der Feierabend.

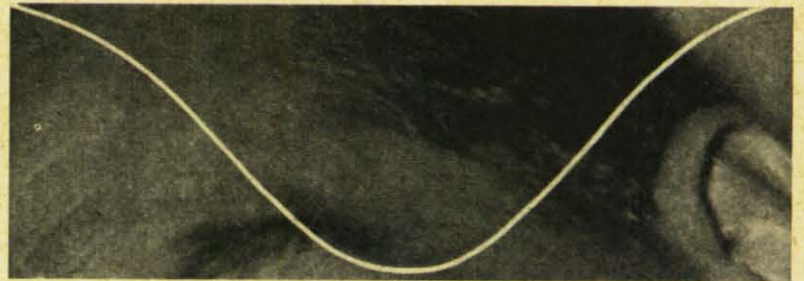
Er kommt — aber wie sieht er aus? Eilig nach Hause, eilig zu Abend gegessen — man will ja schließlich noch was vom Leben haben, will in den Film, will einen Besuch machen, die berufstätige Frau will noch ihre häuslichen Pflichten erledigen. Kurzum: mit der Muße ist es wieder nichts.

In allen Fasern gespannt legt sich der Mensch ins Bett. Jetzt rächen sich die mißhandelten Nerven. Sie

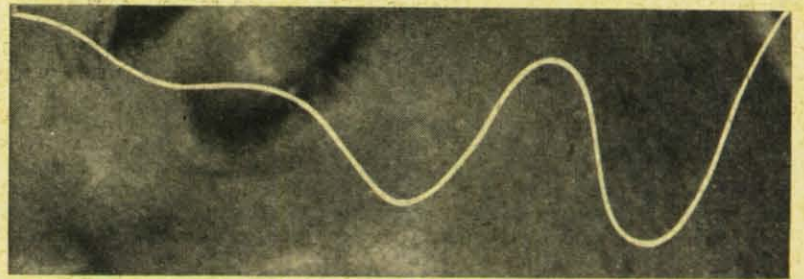


Daß dieser Schlaf keine Erquickung bringen kann, sieht jeder. Der Körper ist völlig unentspannt, und die Gesichtszüge zeigen deutlich, daß die Schläferin alle ihre Sorgen in den Schlaf mit hineingenommen hat. Wer so schläft, schläft nicht wohl und findet kein „sanftes Ruhekitzen“.

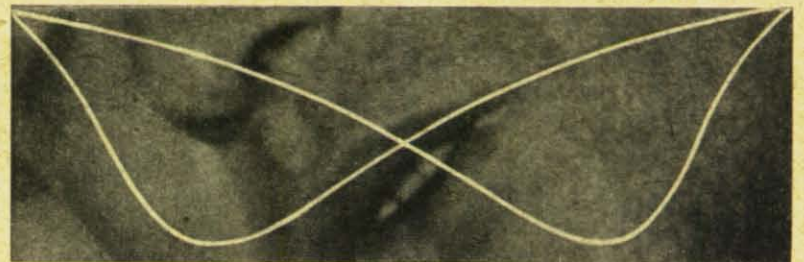
So sieht die ideale Schlafkurve aus: vom Wachen gleitet der Mensch allmählich in einen sich immer mehr vertiefenden Schlaf, der dann ein paar Stunden lang in großer Tiefe anhält. Ebenso allmählich wird der Schlaf dann wieder oberflächlicher, bis er schließlich ins Erwachen übergeht. Aus solchem Schlaf erhebt sich der „solide“ Schläfer wirklich erfrischt und wie neugeboren.



Diese sozusagen „flackernde“ Kurve gibt den Schlafverlauf bei einem unruhigen Schläfer wieder. Einer Zeit mäßiger Schlafentiefe folgt ein Abschnitt seichten Schlafes, auch wohl ein kurzes Erwachen. Dann setzt ein neuer Abschnitt tieferen Schlafes ein. Wenn die Schlafentiefe mehrmals nachts nachläßt, erwacht ein Schläfer dieses Typs natürlich nur sehr wenig ausgeruht.



Hier sind 2 Kurven gegenübergestellt, die das Schlafbild zweier entgegengesetzter Typen von Schläfern verkörpern. Die eine führt rasch zur Tiefe, sie gehört dem „Abendschläfer“, der rasch tief einschläft und morgens frisch erwacht. Die andere senkt sich zögernd, der Schläfer erreicht erst spät genügende Schlafentiefe. Der „Morgenschläfer“ steht ungerne früh auf.



können sich nicht so schnell beruhigen, an ein Einschlafen ist nicht zu denken. Also liest man noch etwas Spannendes. Damit bringt man sich um die letzte Aussicht, noch einigermaßen rasch einzuschlafen. Und als nun endlich, endlich der Anschluß an den Schlaf erreicht ist, ist die Spanne, die zum richtigen Ausschlafen nötig ist, zu kurz. „Schlaf schneller, Genosse“, ist eine unerfüllbare Forderung.

Man schläft nicht nur, wie man sich bettet, man schläft so, wie man lebt und seinen Tag gestaltet hat.

Wieder tut am nächsten Morgen der Wecker sein Werk, und wieder besiegelt schon der neue Tagesanfang das Schicksal des ganzen Tages und damit das der kommenden Nacht.

Schlaf ist unter anderem eine Frage der Ordnung, der äußeren wie der inneren. Wer Ordnung in sein Leben bringt, wird keine Schlafschwierigkeiten haben. Vor allem: nichts auf die beliebte lange Bank schieben! Beantworte Briefe sofort, beseitige kleine Schäden an der Kleidung auf frischer Tat. Der überquellende Flickkorb, der überladene Schreibtisch — sie mahnen unablässig: „Das ist noch zu erledigen!“, und diese stumme Mahnung hält uns wach, wenn wir auf den Schlummer warten. Mach reinen Tisch, sowohl mit den kleinen Pflichten wie auch mit den Sorgen des Tages. Alles, was sich auch bei gutem Willen nicht bewältigen ließ — verabschiede es energisch an der Pforte des Schlafes. Innere Außeräumtheit zieht

den Schlaf herbei. Das alte Wort vom guten Gewissen als einem sanften Ruhekitzen ist keine leere Redensart.

Im Gegensatz zu dieser inneren Vorbereitung auf den Schlaf, zu der es auch gehört, ein Steckpferd zu hegen als Ausgleich zu der einseitigen Anspannung des Tages, sind die äußeren Möglichkeiten, den Schlaf zu begünstigen, einfacher zu verwirklichen.

Also: Das Schlafzimmer gut gelüftet halten, für eine gute Matratze sorgen, sich nicht zu warm und zu schwer zudecken, nicht noch kurz vor dem Schlafen eine ausgiebige Mahlzeit zu sich nehmen, den wachen Teil des Tages mit einer lauwarmen Abwaschung beschließen, im Bett allenfalls noch eine leichte, heitere Lektüre zur Hand nehmen — kurz: sich entspannen in körperlicher wie in geistiger Hinsicht, das alles macht das Geheimnis der Schlafkünstler aus.

Die Stunden des Schlafes sind eine unübertreffliche und unersetzliche Möglichkeit, seine Kräfte wieder aufzufüllen. Unsere Mütter wußten den Schlaf als kostenloses kosmetisches Mittel zu schätzen, immer wieder priesen sie ihren Töchtern den „Schönheitsschlaf“ an. Was wir unseren Müttern nicht glaubten — unserem Spiegel müssen wir es glauben. Vergleichen Sie Ihr Spiegelbild nach einer durchwachten Nacht mit dem, was Ihnen nach ausreichender Nachtruhe entgegenlächelt... Worte erübrigen sich dann von selbst.

Der trostreiche Barockengel

*Der Roman eines Engels, der das wechselvolle
Geschick einer Frau unserer Tage begleitete*

ERZÄHLT VON FRIEDL EIDENS



Den Barockengel hatte ihr jemand geschenkt, der ihrem Herzen nahegestanden und nun schon lange tot war. Damals, in ihrem „bayrischen Frühling“, waren sie kreuz und quer mit dem kleinen Wagen durchs Land gefahren und hatten die Herrlichkeiten des Barocks gekostet, mit Andacht und Verstand, so wie man einen guten Wein mit der Zunge prüft, und etwas wie ein Rausch war denn auch über sie gekommen. In Würzburg fing es an, auf der alten Mainbrücke, wo die Heiligen mit verzückter Gebärde standen, und so ging es weiter durch Franken, hinunter nach Süden. Das Schönste waren gar nicht einmal immer die großen Berühmtheiten des Barocks, sondern die stillen abseitigen Wunder, die sich irgendwo aufsitzen wie Muscheln im Sand, unscheinbar von außen, und drinnen schimmerten sie braun und rosa und golden, und weiß und silbern und blau, daß einem die Augen übergingen. Manchmal war schon der Name ein kleines Gedicht: „Maria Birnbaum“ zum Beispiel, wer hätte nicht gleich die lieblichsten Legende dazu erfinden können?

Aber die Geschichte mit dem Barockengel begann in Raitenhaslach, nicht weit von Burghausen. Die alte Zisterzienserklosterabtei am waldigen Ufer der Salzach war nicht leicht zu finden gewesen; das Ganze wirkte behäbig und weitläufig, das Klostergebäude glich einem stattlichen Gutshof, und ein Schild lud in die „Klosterwirtschaft mit schattigem Garten“. Die Kirche stand bescheiden zur Seite, das noble österreichische Gelb ihrer Fassade leuchtete zwischen dem dunklen Laub alter Bäume. Im Innern aber enthielt sie sich wie ein wahrhaft himmlischer Theatersaal: vor der grandiosen Bühne des Hochaltars war der Vorhang aufgezogen. Ach, dieser Vorhang! So blau wie der bayrische Himmel im Föhn, mit Silber wirkte wie schwerer Brokat, mit blau-silbernen Schnüren in Falten voll zauberhafter Anmut gefasst — man konnte es einfach nicht fassen, daß alles nur ein holdes Scheingebilde aus Gips war. Und über diesem Vorhang jubilierten die Engel, in jedem Winkel schwebten sie, hoch

droben auf den Gesimsen der Altäre und Säulen saßen sie, rundlich, rosig und nackt, und erfüllten den festlichen Raum mit Jubel. Die schönsten aber krönten die Beichtstühle; nur dort man nicht denke, daß es sich dabei um gewöhnliche Beichtstühle gehandelt habe. Es waren Gehäuse wie kleine Lauben, mit köstlicher eingelegter Arbeit, voll Schwung der Linien, und um die Einladung zum Geständnis sündiger Schwäche noch verlockender zu machen, stand auf dem Dach jeder Laube ein Engel; er trug ein Spruchband in der Hand, darauf war von Reue, Buße und Strafe die Rede, aber sein Lächeln schien weit von aller Bitternis und voll heiterer Gnade.

Es war eigentlich sehr verständlich, daß sie seither wünschte, solch einen trostreichen Engel auch in den eigenen vier Wänden zu besitzen. Aber man mußte ihn geschenkt bekommen, sonst war es vielleicht nicht ganz das Richtige, und so zog sie denn mit dem, der ihn ihr schenken wollte, ein Jahr vor dem Krieg durch die Münchener Antiquitätengeschäfte. Es gab viele Engel, Engel in allen Variationen und Preislagen, aber der, den sie sich wünschte, war nicht dabei. Eine besondere Schwierigkeit ergab sich aus dem Umstand, daß die Mehrzahl der angebotenen Engel kindlichen Alters war, pausbackig, mit wohlgepolsterten Armen und Beinen — während sie einen erwachseneren Engel im Sinn hatte, einen Engel jener Stufe etwa, die vom Knaben zum Jüngling führt. Sie wußte zwar nichts dagegen einzuwenden, als die Händlerin ihr in begreiflicher Verbitterung über die Ablehnung von drei gutgenährten Putten erwiderte: „Ja mei, gnä' Frau, wenn s' erwachsen san, san s' meistens keine Engel mehr“, aber sie blieb dabei, erwachsen mußte er sein, und eines Tages wurde er auch gefunden. Er hatte genau das rechte Alter, braune Locken und eine vertrackte Gebärde: er zog das rechte Knie ein wenig hoch und breitete die Arme, als wolle er fliegen; aber leicht fiel ihm das nicht, denn er besaß nur einen Flügel, der andere war abgebrochen. Dieser eine aber war schöner als zwei gesunde je sein können: von

einem verwitterten flaumigen Weiß, zart gefiedert, und er stand vorzüglich zu dem blassen blauen Gewand, das der Himmlische trug.

Der Engel reiste mit ihr in die Heimat im Westen, er erhielt seinen Platz an einer hellen Wand, neben einem Bild von der überschwinglichen Rokokopracht der Wieskirche. Und immer, wenn sie die heitere Grazie seiner Haltung betrachtete, die so gar nichts Unirdisches hatte, sondern fast ein wenig bäurisch-tänzerisch anmutete, wenn sie sein geneigtes bräunliches Gesicht mit dem besinnlichen Lächeln sah, dann ging ihr das Herz auf, und sie dachte an jene Barockfahrt zurück, sie sah die blühenden Wiesen und das Silberblau der fernen Bergkette und die Zwiebeltürme, die von überall her winkten. Sie verliebte sich in den Engel, ein bißchen Wehmut war dabei, wie bei jeder rechten Liebe, und ein bißchen Überschätzung natürlich, denn er war ein Engel mit Fehlern und Schwächen, kein Meisterwerk, und darum mochte sie es nicht, wenn ihn gewiegte Sachverständige mit Kennerblick abschätzten.

Zwei Jahre nach Ausbruch des Krieges mußte sie die Stadt verlassen, sie zog im badischen Freiburg auf ein möbliertes Zimmer. Den Engel konnte sie nicht mitnehmen, vielleicht dachte sie auch, daß sie bald wieder zurückkehren würde, aber daraus wurde nichts, und fremde Menschen richteten sich in ihrer verlassenen Wohnung ein. Da ließ sie den Engel nachkommen. Er erschien nicht auf den himmlischen Wolken, wie es sich für ihn wohl gehört hätte, sondern in einer großen Kiste zwischen ungeheuren Mengen von Holzwole und Papier. Das erste, was sie beim Auspacken griff, war sein flaumweißes, gebrechlicher Flügel. Die schäbige, tabakbraun gemusterte Tapete des Zimmers war kein stilvoller Hintergrund, doch sie bemühte sich, das zu übersehen und schaute glücklich auf den lächelnden Mund, das blaue Kleid und die ausgebreiteten Arme. Unter dem freundlich geneigten Antlitz des Engels schrieb sie all die Briefe an den, der ihn ihr geschenkt hatte, Briefe, die unendlich weit fortgingen, fast um ein Viertel der Erde.

Fretlich, was bedeuteten solch irdische Entfernungen für einen himmlischen Boten, der überall auf Erden nur Gast ist — und so glaubte er wohl auch, als eines dunklen Tages die Briefe zurückkamen, auf etliche Millionen Lichtjahre Entfernung mehr könne es nicht ankommen, wenn man dafür den geliebten Menschen besser aufgehoben wußte als auf diesem fragwürdigen Wandelstern.

Es blieben also nur noch sehnsüchtige Gedanken zu denken und stumme Zwiesprache zu halten. Indessen aber wurde das Dasein auf Erden auch für den Engel immer seltsamer und schwieriger. Stundenlang wurde er von der Wand genommen und in Kissen verpackt in den Keller getragen, wo er wie von weither das Heulen der Sirenen und das dumpfe Bersten der Bomben vernahm. Am nächsten Morgen aber lächelte er seiner einsamen Freundin wieder zu, und immer schmerzlicher wurde das Erinnern an die verlorene Pracht der Kirchen, die in Schutt und Asche sanken, und an die fernen, blühenden Wiesen vor den Bergen.

Eine lange Zeit, über manches Jahr, tat er seinen Dienst als Tröster zu allen Stunden. Doch dann entschied er sich anders. Er hatte die Welt satt, und niemand wird es ihm verargen dürfen. So verstand er es, mit Engelszungen die Vorsehung zu überreden, daß seine Beschützerin ihm aus Sorge vor der immer wachsenden Gefahr einen anderen Platz aussuchte, wo sie ihn sicherer wählte. Und gerade mit dieser Wand brach er in der Nacht des großen Unglücks in die Tiefe, um in dem Feuer, das die ganze Stadt verzehrte, alles Irdische abzutun und in die Sphären heimzukehren. Sein weißer Flügel, sein blaues Kleid, seine Locken, sein Lächeln wurden zu Asche. Als reiner Geist konnte er sich auf keinen Stil mehr festlegen, es war ja auch fraglich, ob die Menschen etwas so Schönes wie einen gotischen oder barocken Engel überhaupt noch verdienten.

Nur der, die ihn so sehr geliebt hatte, gewährte er einen winzigen Trost: er gewährte er sich in eine kleine, wehmütige Erinnerung, und sie tat sie zu den übrigen, die alle zusammen letztlich das Leben ausmachen.

Wir sahen es von Ischia aus

Als ich fünfzig wurde (im Oktober 1940), wohnte ich auf einem der Hügel der Insel Ischia und nahm dort die Bäder, von denen gesagt wird, daß sie die stärksten Europas seien, und suchte meinen Rheumatismus loszuwerden. Die Quellen heißen Wassers kommen dort an allen möglichen Stellen an die Oberfläche, in Felshöhlen, innerhalb von Badebaracken, auch am Strand. Sie springen im Sand als viele kleine Geysire in die Höhe. Legt man ein Ei in den Boden, so ist es in ein paar Minuten gesotten. Es war herrlich damals, idyllisch und einsam, aber es war Krieg.

In der Nacht schossen auf der anderen Seite des Golfs die Engländer die Vorstädte Neapels in Fetzen. Die Flieger kamen von Korfu, sie hatten nicht lange zu suchen, der Vesuv zeigte ihnen den Weg, denn der Krater befindet sich nicht, wie man meinen sollte, genau am höchsten Punkt des Vulkans, sondern liegt als ein feuriger Längsschnitt an der Seite. Man konnte ihn, aus der Höhe, von Griechenland her sehen, er leuchtete poetisch und aufmerksam über die Adria. Sie ist hier im Süden sehr schmal, wäre sie trockengelegt, würde man in dreiviertel Stunden im Auto nach Hellas fahren können. Arme oder glückliche Abenteurer der antiken Zeit, die hierfür Monate und Jahre brauchten. Aber welcher Ruhm begleitete ihr Ungeschick!

Die Inseln im Golf waren uninteressant für die Flieger, und die Fischer

wußten das. Ging das Bombardement über Neapel los, erhellte sich der gewaltige Küstenbogen bis Gaeta hinauf mit den Feuerstößen der Abwehrgeschütze, und die Leuchtraketen zogen blühende Linien und Blumenmuster über den Himmel wie bei den Illuminationen von Nizza, die wir zuletzt, es waren kaum zwei Jahre vergangen, von Fabron aus sahen, der Anhöhe, auf der in einem Olivengarten, umgeben von roter Erde, das Haus des Schriftstellers René Schickele stand.

Die Fischer in Ischia und ihre Weiber waren ohne jede Beziehung zu diesem Krieg, der sie nichts anging, und ohne Verbindung zu dem Regime, das sie in diesen Krieg geführt hatte. Sie waren begeistert von dem Feuerwerk, schrien ihre „bravi“ und „was für ein Fest“ und mußten von den Karabinieri angeschrien werden, die ihnen vergeblich klarzumachen suchten, dort drüben stürbe man. Nun, Seeleute wissen immer, daß sie in der Hand des Todes sind, die „marinai“ Ischias begrüßten daher immer wieder die nächtliche kriegerische Illumination, in deren Mittelpunkt großartig der Vesuv stand. Sie waren naiv und voll der göttlichen Einfalt, welche einst die Leute des Odysseus erfüllt hatte, die hier ihr schwarzes Meerschiff ans Land gezogen hatten.

Aus einem Briefe des Schriftstellers Kasimir Edschmid an seinen Verleger Kurt Desch (veröffentlicht in „Aus der Romanstraße, ein Almanach 1945-1953“, Verlag Kurt Desch, Wien, München, Basel).

G. BODE

Die ideale Gattin

„Du solltest heiraten“, bemerkte Arthurs Mama zum achtzehnten Male in diesem Jahre. „Man muß doch nicht auf die große Liebe warten. Es ist viel vernünftiger, in aller Ruhe seine Wahl zu treffen und dann zu sehen, ob man dem betreffenden Mädchen ebenfalls gefällt.“

Arthur seufzte: „Hast du jemand Bestimmten im Auge, Mama?“

„Nein, mein Kind. Suche dir irgend ein nettes, hübsches Mädchen, das nicht den ganzen Tag Bridge spielt und nur über Hüte reden kann.“

„Gerda scheidet also aus, ebenso Lilli? Weißt du, ich fürchte, daß keine einzige meiner Bekannten deinen strengen Ansprüchen genügen wird.“

Mama war empört. „Ich bin gar nicht streng. Ich möchte nur eine Schwiegertochter, die kein verkleideter Mann ist. Diese Mädchen, die den ganzen Winter in Skihosen und den ganzen Sommer in Shorts herumlaufen, sind natürlich gräßlich.“

Arthur lachte. „Das geht auf Käthe und Evelyn, nicht wahr?“

„Gewiß. Das sind auch keine Frauen für dich. Ich hasse diese geschminkten, dauergewellten Wasserstoffblondinen.“

Arthur nickte schmunzelnd. „Wasserstoff? Ruth würde toben, wenn sie dich hören könnte. Arme Ruth! Die ist also auch dankend abgelehnt?“

Die alte Dame nickte. „Du hast eben einen unmöglichen Verkehr, lieber Junge. Diese Frau Doktor ist ja ebenfalls unmöglich. Wie kann eine Frau nur sezieren?“

„Kathrin mißfällt dir also auch“, stellte Arthur fest und zündete sich eine Zigarette an.

„Ja. Und Sophie ebenfalls, diese Intellektuelle. Und Nina, die ununterbrochen raucht und schon ganz gelbe Finger davon bekommen hat — sag selbst, ist das nicht scheußlich?“

„Mama, ich glaube beinahe, daß es keine Frau gibt, die dir gefallen wird.“

„Man muß nur ernsthaft suchen.“ Mama war bereits ärgerlich. „Selbstverständlich darfst du mir nicht mit

irgend so einem koketten Ding daherkommen, das nichts im Kopf hat, als den eigenen Mann zu belügen und fremden Männern zu gefallen.“

„Nun... Was hältst du von Beate?“
„Beate? Ich habe den Namen nie von dir gehört. Ist sie nett?“

Arthur sprang auf. „Mama! Ich war ja ein Narr, daß sie mir nicht früher eingefallen ist. Von Beate wirst du begeistert sein.“ Er lief mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Beate wird dich entzücken. Sie ist bildschön, sogar die Nachbarn finden sie reizend. Klatsch hört sie nicht einmal an, nie hat sie ein böses Wort über ihre Freundinnen gesagt. Hüte und Kleider interessieren sie nicht — dabei ist sie immer ausnehmend hübsch angezogen. Wirklich, Mama, Beate wäre die ideale Frau für mich. Bridge kennt sie gar nicht, von Sport hat sie keinen blauen Dunst, am liebsten geht sie täglich um acht Uhr schlafen.“

Arthurs Mutter hörte aufmerksam zu. Dieses Mädchen schien ihr wie geschaffen für Arthur, der begeistert schwärmte. „Ich habe Beate noch nie geschminkt gesehen. Einmal ertappte ich sie sogar, als sie die Puderschachtel ihrer Schwester zum Fenster hinauswarf. Und weißt du, auch von Büchern und gelehrten Dingen hält sie gar nichts.“

Mama war entzückt. „Ein sympathisches junges Mädchen. Sag einmal, warum lerne ich sie nie kennen?“

Arthur machte ein bekümmertes Gesicht. „Sie kommt wenig in Gesellschaft. Sie ist furchtbar jung. Und das ist eigentlich auch der Grund, warum ich mich nicht entschließen kann.“

„Du mußt dich entschließen, Arthur. Schlimmstenfalls wirst du eben ein paar Jahre auf sie warten. Das macht doch nichts. Wie alt ist denn diese zaubernde kleine Beate?“

Arthur legte die Hände zärtlich auf die Schultern seiner Mutter. „Sie ist zwei Jahre alt, Mama. Nur in diesem Alter sind Mädchen so, daß sie ihren zukünftigen Schwiegermüttern gefallen.“



Bei Schmerzen

in den kritischen Tagen, bei Migräne, Kopfschmerzen und Neuralgien sollten Sie sich nicht lange quälen, sondern gleich vertrauensvoll zu Togal greifen. Togal wirkt rasch schmerzstillend und krampflösend, es beruhigt und erleichtert den biologischen Ablauf. Sie fühlen sich wieder frisch, gesund und leistungsfähig! Hervorragend bewährt ist Togal ferner bei Gelenk- und Gliederschmerzen, Rheuma, Ischias, Hexenschuß, Erkältungen und Grippe. Togal beeinflusst auch die Schmerzursache wirksam und heilend und aktiviert die Hormonsekretion durch die Nebennierenrinde. Togal hat sich in 46 Ländern millionenfach bewährt. Togal verdient auch Ihr Vertrauen — ein Versuch wird Sie davon überzeugen! In den Apotheken des In- und Auslandes.
DM 1.25
DM 3.05



Togal
Wormmarke ges.gesch.
Chin.citr., Lithium citr., Acid.acet.salic.
42 Tabletten zu 1/2g
Hervorragend bewährt bei
Rheuma-Gicht-Ischias
Hexenschuss-Grippe
Nerven-u.Kopfschmerzen
Erkältungs-Krankheiten
3 mal täglich je 2-3 Tabletten
mit reichlich Wasser einnehmen.
Togal-Werk
München

Heinzelmännchen

mit gespaltenem Kern

Elektronen helfen der Hausfrau



„Hundert Hände sollte man haben!“ seufzt die Frau, die gleichzeitig ihren Haushalt versorgen, die kleinen Kinder pflegen und beaufsichtigen und dazu noch eine leckere Mahlzeit für den Herrn Haushaltsvorstand bereiten soll. Das ist das Mindestpensum, zu dem sich von Zeit zu Zeit die große Wäsche und ein gründlicher Hausputz, ein Flicktag und andere Mühsale gesellen.

Mit den hundert Händen zwar ist es vorläufig nichts — aber es steht der Vielgeplagten eine viel wirkungsvollere Hilfe zur Verfügung. Sie kommt aus den Händen der Wissenschaft und ausgerechnet aus jenem Teil von ihr, der als die ausschließliche Domäne des Mannes gilt: aus der jungen Atomwissenschaft.

Die Welt des Atoms und der Atomkernenergie, zumal deren technische Auswirkung, scheint nämlich auf den ersten Blick eine ausgesprochen männliche Angelegenheit zu sein. Das sogenannte „Elektronengehirn“ zum Beispiel, eine Maschine, die dem Menschen einen bestimmten Teil der Arbeit abnimmt, dient vor allem dem Mann und entlastet ihn von einer Unsumme geistiger Kleinarbeit. Die Tatsache, daß die entfesselten Kräfte des Atomkerns in der Atombombe den Krieg „vervollkommen“ haben, scheint vollends zu besiegeln, daß für die Atomkräfte der Mann zuständig ist.

Aber je mehr man sich die Kernenergie für friedliche Zwecke dienstbar macht, desto deutlicher zeigt sich, daß die atomaren Kräfte der Hausfrau



Der radioaktive Staubpinsel

das Leben erheblich erleichtern werden. Noch allerdings stehen wir im Beginn der Möglichkeiten, ihr die Arbeit des Alltags durch Atomenergie zu verringern.

Über der Tatsache, daß der Mann die Atomenergie für seine Zwecke gepachtet zu haben schien, wird leicht vergessen, daß die Frau einen ganz besonderen Anspruch darauf hat, an den Annehmlichkeiten beteiligt zu sein, welche die neue Macht gewähren kann. Denn es war eine Frau, Madame Curie, die 1898 das Radium und das Polonium entdeckte, zwei radioaktive Elemente, und die somit überhaupt erst das Tor zur Welt der Atomphysik aufstieß. Es war wiederum eine Frau, und zwar die Tochter der Madame Curie, Irene Joliot-Curie, die zur Mitentdeckerin der künstlichen Radioaktivität wurde, d. h. der Möglichkeit, einen nichtstrahlenden Grundstoff radioaktiv zu machen. Damit wurde sie zur Mitschöpferin der Grundlage für die Isotopenphysik und -technik, die eine zunehmende Bedeutung für die praktische Gestaltung des modernen Lebens gewinnt.

Die Frauen ernten also nur ihren wohlverdienten Anteil an der Atom-

forschung, wenn sie heute in den Genuß der praktischen Ergebnisse gelangen.

In der Vorratshaltung z. B. zieht man bereits Nutzen aus den Arbeiten der Forscher. Jede Hausfrau kennt den unliebsamen Anblick, den ihre eingekellerten Kartoffeln ihr im Frühjahr bieten, wenn sie ihr die bleichen Triebe entgegenstrecken. Über den Anblick wäre noch hinwegzukommen — aber die Kartoffeln haben dann auch ihren Geschmack und ihren Nährwert verändert, da die keimenden Triebe die Stärke aufzehren, mit der die Hausfrau die Ibrigen zu sättigen gedachte. Röntgenbestrahlung — auch die Röntgenstrahlen beruhen auf atomaren Vorgängen — vernichtet die Keimkraft der Kartoffel, und so bleibt sie als Nahrungsmittel lange brauchbar.

Andere Vorräte sind durch Schädlinge bedroht, die ihren Hunger an ihnen stillen, ehe der Mensch sich ihrer bedienen kann. Bohnen, Erbsen, Getreidekörner sind in dieser Weise gefährdet. Mit Hilfe der Gammastrahlung, von radioaktivem Kobalt ausgesandt, kann man die Schädlinge in ihnen rechtzeitig entdecken.

In Amerika spannt man die Elektronen jetzt auch als Kochhilfen ein. Es gibt dort den Elektronenherd, bei dem die Erwärmung der Speisen durch Reibung der von den Elektronenstrahlen umgeschichteten Moleküle erfolgt. Auf diesem Herd wird Speck in 75 Se-

kunden gar, ein etwa 7 kg schwerer Truthahn ist in etwa 90 Minuten durchgebraten.

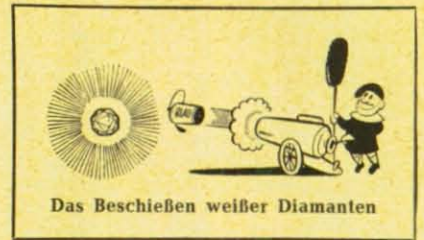
Lebensmittel über längere Zeit haltbar machen, hieß bisher sie erhitzen, kühlen oder chemisch behandeln. Alle drei Verfahren haben Vor- und Nachteile. Neuerdings versucht man, die keimtötende Wirkung bestimmter Strahlenarten zur Lebensmittelkonservierung zu benutzen. Allerdings sind diese Bemühungen noch im Versuchsstadium. In Deutschland widmet sich die Bundesanstalt für Lebensmittelkonservierung in Karlsruhe diesen Problemen. Die besten Erfolge hat man bisher mit ionisierenden Elektronenstrahlen, den sogenannten „Betastrahlen“, sowie mit den bei radioaktivem Zerfall entstehenden „Gammastrahlen“ erzielt. Die Verwendung von Röntgenstrahlen wäre zu kostspielig.

Elektronenstrahlen dringen verhältnismäßig tief und können ziemlich einfach erzeugt werden. Sie entfalten eine große biologische Wirkung. Zum Keimfreiwerden sind daher nur geringe Energiemengen aufzuwenden.

Zwei verschiedene Arten von Geräten stehen zur Verfügung, sogenannte Elektronenschleuder, wie das Betatron und das Synchrotron, sowie ein Gerät, das unter dem Namen „Capacitron“ herausgekommen ist. Während in den erstgenannten Geräten ein ständiger Elektronenstrom erzeugt wird, ermöglicht das Capacitron die Anwendung sehr energiereicher Elektronenblitze. Mit diesem Gerät lassen sich die verschiedensten Fleisch- und Gemüsesorten, Obst, Butter und Öl haltbar machen. Rindfleisch im Glasbehälter beispielsweise ist in rohem wie in gebratenem Zustande nach 264 Tagen völlig unverändert, Schweinefleisch nach 207 Tagen; Fischfilet war nach 127 Tagen noch „frisch wie der Fisch im Wasser“. Butter hatte nach 97 Tagen zwar einen leisen Beigeschmack,

war aber nicht ranzig. Erbsen und Bohnen erwiesen sich nach 194 bzw. 284 Tagen als unverändert bis auf eine leichte Bleichung, Pfirsiche und Apfelscheiben ebenso bis auf gelinde Bräunung — bis auf geringfügige Schönheitsfehler also.

Natürlich muß man streng auf die Einhaltung bestimmter Grenzen der Strahlenmenge achten, da sonst Gefahr besteht, daß die bestrahlten Lebensmittel radioaktiv werden. Als wirksame Gegenmaßnahme gegen Farb-, Geruchs- und Geschmacksveränderungen erwies sich das Bestrahlen



Das Beschießen weißer Diamanten

der Lebensmittel in gefrorenem Zustand. Die Lebensmittel müssen in allen Fällen vor der Bestrahlung verpackt werden, um das Eindringen neuer Keime nach der Keimfrei-machung zu verhindern. Die Elektronenstrahlen durchdringen Verpackungsmaterial aller Art, am besten natürlich dünnwandiges. Größeren Erfolg verspricht die Anwendung von Gammastrahlen, die so tief dringen, daß man mit ihnen ganze Schinken in Weißblechdosen keimfrei machen kann. Auch dürfte dieses Verfahren am ehesten wirtschaftlich zu gestalten sein.

Staub ist einer der kleinen Alltagsfeinde der Hausfrau. Zu seiner Beseitigung hat die Technik schon allerlei Nützliches hervorgebracht. In Teppichen und Polstermöbeln hat er schon lange keine Untertanen mehr: der Staubsauger zerrt ihn erbarmungslos daraus hervor. Schwierig dagegen ist es noch immer, sehr feinen Staub von empfindlichen Gegenständen zu entfernen. Für Liebhaber des Photographierens z. B. ist es sehr lästig, wenn feinste Staubteilchen sich auf Linsen und Filmen ansetzen. Ein radioaktiver Staubpinsel, der vor kurzem erfunden worden ist, vermag diese Teilchen zu entfernen, die durch elektrische Kräfte oft untrennbar fest auf ihrer Unterlage haften. Hinter den weichen Pinselhaaren liegt eine dünne



Die atomaren Heinzelmännchen

Folie aus radioaktivem Polonium. Die schwache von ihr ausgehende Strahlung ist ausreichend, die Luft in der Umgebung des Pinsels elektrisch leitend zu machen. Infolgedessen fließt eine elektrische Ladung im Wirkungsbereich des Pinsels ab, es werden die Anziehungskräfte, die den Staub festhielten, aufgehoben, und seiner Seßhaftigkeit ist ein Ende bereitet.

Zur Welt der Frauen gehören Edelsteine. Die Amerikaner haben ein Verfahren gefunden, weiße Diamanten nach Geschmack blau oder grün umzufärben. Blaue Diamanten erzielt man, indem man weiße Diamanten mit Elektronen beschießt, die grüne Spielart kommt zustande, wenn man Neutronen statt der Elektronen benutzt.

Noch befindet sich die praktische Auswertung der Atomenergie für friedliche Zwecke und zugleich in der Erhöhung des Lebensbezahls in den Anfängen. Aber sie bietet fast unübersehbare Aussichten, die alltäglichen Verrichtungen des Haushaltes weitgehend auf die neuen Kräfte abzuwälzen. Es ist daher ziemlich sicher, daß in nicht allzu ferner Zeit die überlastete und überhäufte Hausfrau zu einer historischen Erscheinung geworden sein dürfte.

UNSER KLEINES WÖRTERBUCH

Atom: Kleinstes, chemisch nicht weiter zerlegbares Teilchen.

Betastrahlen: Schnelle, negativ geladene Elektronen, die der Atomkern aussendet.

Betatron: Elektronenschleuder zur Erzeugung von sehr schnellen, energiereichen Elektronen.

Co 60: Stark gammastrahlendes Isotop des Elements Kobalt 59

Elektronen: Negativ geladene Teilchen, die um den Atomkern kreisen.

Elektronenschleuder: Siehe Betatron.

Element: Stoff, dessen Atome alle die gleiche Zahl Protonen besitzen.

Gammastrahlen: Äußerst durchdringende elektromagnetische Strahlung mit Lichtgeschwindigkeit (ähnlich den Röntgenstrahlen).

Ionisation: Umwandlung elektrisch neutraler Atome bzw. Moleküle durch Energiezufuhr in Ionen. Ionisieren heißt die Materie elektrisch leitend machen, z. B. durch radioaktive Strahlen.

Isotope: Verschieden schwere Atomsorten des gleichen Elements mit gleichen chemischen Eigenschaften. In der Natur kommen nicht-radioaktive (stabile) und radioaktive Isotope vor. Beschleunigung eines Elements mit Neutronen, Alpha-Teilchen, Protonen u. a. ergibt künstlich radioaktive Isotope.

Molekül: Chemische Vereinigung von zwei oder mehr gleichartigen oder ungleichartigen Atomen.

Protonen: Elektrisch positiv geladene Kernbausteine: Elementarteilchen, die etwa das Gewicht eines Wasserstoffatoms besitzen.

Radioaktivität: Eigenschaft eines Elements, dessen Atomkern ohne äußere Anregung fortgesetzt Strahlen aussendet (Alpha-, Beta-, Gammastrahlen).

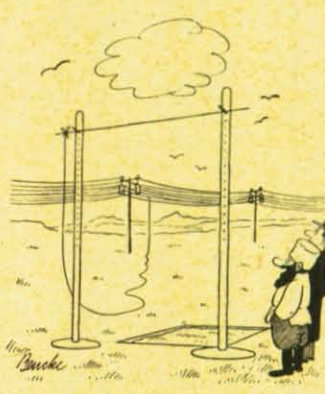
Röntgenstrahlen: Unsichtbare, sehr kurzwellige Strahlung. Sie entsteht, wenn Elektronen sehr hoher Energie auf Atome auftreffen (Röntgenröhre).

Synchrotron: Apparat zur Beschleunigung und Erzeugung schnellster Elektronen wie auch Protonen.

Elektrizität in jedem Gerät



„Welchen Schalter soll ich jetzt ausdrehen — oben den oder unten den?“



„Seit wir das Ding unter Hochspannung haben, gibt es bei uns nur noch Rekorde.“

Werden Sie nicht mehr geküßt?



Dann ist Ihre Ehe in höchster Gefahr!

Wenn Sie noch Ihre natürlichen Zähne besitzen, aber trotzdem nicht mehr geküßt werden, können Sie wetten, daß jemand anders dahintersteckt! Da hilft nur ein Detektiv! – Aber schnell!

Tragen Sie hingegen ein künstliches Gebiß, so hat die Zurückhaltung Ihres Ehepartners bestimmt einen anderen Grund: Ihr Atem ist nicht rein, und Ihr künstliches Gebiß wackelt sichtbar. Wie furchtbar! Da hilft nur Kukident! – Aber bitte ganz schnell, sonst brauchen Sie auch noch einen Detektiv!

Sie haben ein reines Gewissen, weil Sie Ihre Zahnprothese täglich tüchtig mit der Bürste bearbeitet haben? . . .

Ja, ja, ja, da haben wir es ja! – Völlig falsch, was Sie taten! – Wie kann man eine hochempfindliche und wertvolle Prothese nur so brutal abschrubben? Wie schnell ist eine Metallklammer verbogen oder die Platte rau! Und das Gebiß soll dann noch richtig sitzen? – Kein Wunder, wenn Ihr Gebiß im Munde hin und her taumelt und festgesetzte Speisereste ihren Fäulnisgeruch verbreiten. Und dann noch küssen?

Dabei ist es doch sooo einfach, die Prothese ohne Bürste selbsttätig zu reinigen, Ihrem Atem köstliche Frische und Reinheit und Ihrem künstlichen Gebiß einen absolut sicheren Halt zu verleihen!

Vor jedem Schlafengehen legen Sie Ihre Zahnprothese in ein Glas Wasser, dem Sie einen Kaffeelöffel Kukident-Reinigungs-Pulver zugesetzt haben. Umgerührt ergibt sich eine zahnfleischfarbene, milchige Lösung, die alle Beläge, Zahnsteinansätze, Verfärbungen durch Nikotin, Obst usw., Bakterien und Gerüche gründlich vernichtet.

Am nächsten Morgen erstrahlt Ihr „vollautomatisch“ gereinigtes Gebiß in makelloser Schönheit. Nachher kurz mit klarem Wasser abspülen, trocknen und 3 Tupfer Kukident-Haft-Creme oder – bei schwierigen Kiefernverhältnissen – noch ein wenig Kukident-Haft-Pulver auf die Platte . . . fertig!

Nun können Sie husten, niesen, beißen und küssen nach Herzenslust und so selbstsicher wie . . . damals!

JA, KUKIDENT IST EIN WAHRER SEGEN!

- Kukident-Reinigungs-Pulver 2,50 DM und 1,50
- Kukident-Haft-Pulver 1,50
- Kukident-Haft-Creme 1,80 DM und 1,— DM
- Große 3 er-Kombi-Packung . . . 5,70 DM



Wer es kennt - nimmt



KUKIROL-FABRIK, (17a) WEINHEIM (BERGSTR.)

Auch in der Schweiz, in Österreich und im Saargebiet erhältlich.

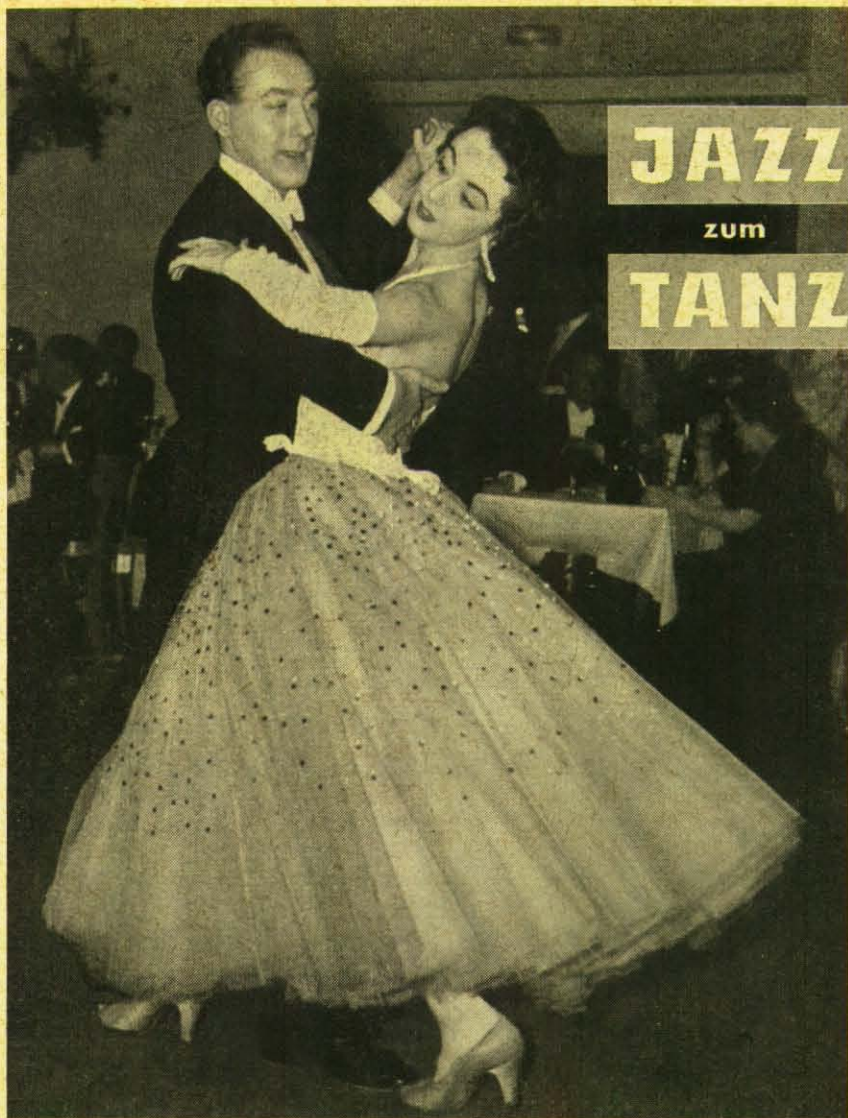
Nur Banansen können behaupten, erst der Boogie-Woogie hätte die Jugend so tanzbesessen gemacht. Sie wissen nicht, daß man einst nicht minder wild zur Polka einherstürmte, und sie haben nie gesehen, wie der Seppl und die Reserl Schuhplattler tanzten, daß sich die Bretter bogen. Daß wir heute „auf amerikanisch“ überschäumen — kann es verwundern? Die Erde ist nun mal klein geworden, und der atlantische Wind blies nicht nur Dollars, sondern auch die Jazzmusik und den Mambo über herüber. Als vor beinahe hundert Jahren jene Negerkapellen in den südlichen USA die neu erlernten Choralweisen aus ihrem afrikanischen Musikempfinden untermalten, hätte man nicht gedacht, daß diese eigenartige Musik auch einmal Europa begeistern würde. Aber in dieses Europa brach der Jazz wie ein Gewitter in die Schwüle eines Sommertages. Der Rhythmus, diese Lebensurgewalt, nahm auch in Europa revolutionär seine Rechte wieder in Anspruch. Er drückt sich auch in jenen modernen Tänzen aus, die bei vielen Alten so viel



Die Jazzmusik entstand vor beinahe hundert Jahren bei amerikanischen Negern, die Choralweisen „afrikanisch“ untermalten. Hier führt hör- und sichtbar die Trompete.

Unverständnis und bei fast allen Jungen so begeisterten Beifall finden.

Der Boogie-Woogie, der Blues und die spielerisch mit den Fußspitzen getanzte Rumba werden in Mode bleiben. Der Mambo ist hinzugekommen, ein gleitender Tanz aus Südamerika, woher auch die Samba kam, dieser graziöse brasilianische Erntetanz, der nur etwas zu kunstvoll ist, um Allgemeingut zu werden. Um so beliebter bleibt der amerikanische Foxtrott, den jedermann zustande bringt und den man zu nahezu jedem Zweiertaktstück tanzen kann.



JAZZ zum TANZ

Modern oder klassisch: man kann immer kultiviert tanzen. Trotz Mambo stirbt auch der Wiener Walzer nicht aus. Denn die Lebenslust und die Schönheit sind echte Geschwister.

Kaum einer weiß, daß der schnelle Foxtrott — er ist inzwischen etwas langsamer geworden — von Parademärschen deutscher Marinesoldaten 1912 in New York angeregt wurde, deren imposanten

Marschrhythmus die Amerikaner noch verdoppelten.

Da die Einseitigkeit langweilig ist, wird man auch noch anders als „modern“ tanzen. Ebenfalls aus Südamerika



Louis Armstrong, der König der amerikanischen Jazztrompeter, entlockt sogar einer Kindertrompete Töne, die die einen zwar begeistern, die anderen aber erschüttern werden.

stammend, hat sich der Tango den klassischen Tänzen Europas endgültig zugesellt. Die Musikkapelle pflegt ihre Saxophone beiseite zu stellen und zu den Geigen zu greifen, wenn sie die festliche Schar mit weichen Klängen zu den schönen, zugleich beherrschten und gelösten Tangofiguren begleitet. Geigen und Holzbläser lassen sich von den Blechinstrumenten den Rang nicht ablaufen; Mantovani's Orchester ist dafür ein Beweis. Auch der langsame Walzer, aus England kommend, verlangt eine sanfte, schmiegsame Musik; auch er hat sich in Deutschland einen Dauerplatz erobert. Doch hat umgekehrt der Wiener Walzer einen nicht weniger stolzen Siegeszug über die ganze Welt genommen. Die „Donauwellen“, in langen Kleidern getanzt, erwecken diesseits wie jenseits des Ozeans Entzücken. Nicht ganz so weltberühmt ist der Rheinländer geworden, beliebt aber ist er in Deutschland geblieben, nicht zuletzt im Karnevalstreiben.

Nur das Menuett, die Quadrille und die Française sind noch bei einer klei-



Coleman Hawkins machte das Tenor-Saxophon salonfähig. Die Saxophone haben ihre Namen von Adolphe Sax (1814—1894), Lehrer an einer Pariser Musikschule. Sax suchte nach neuen Klangwirkungen und schuf ein Blasinstrument mit Klarinettenmundstück, das er Sax-Tromba, Sax-Horn oder Sax-Tuba nannte. Und dabei blieb es.

nen Elite von Tanzfreudigen zu Hause. Man sieht sie gern, aber das etwas mühsame Erlernen schreckt die meisten ab. Auch die modernsten Tänze können und sollen kultiviert getanzt werden. Natur — und das ist Rhythmik — und Kultur sind keine Feinde. Sie ergänzen sich. Hier die Meisterschaft zu gewinnen, ist ein Ziel, das auch die Jugend lockt, die im Tanze spürt, daß die Schönheit und die Lebenslust Geschwister sind.

Der Sohn aus Amerika

Von Willy Breinholst

Als Kind konnte Thomas zwölf Windbeutel oder Mohrenköpfe essen, ohne daß es ihm zuviel würde, und wenn sein Onkel Jakob zu Besuch kam, winkte er Thomas zu sich heran und flüsterte: „Hör zu, Junge! Wenn du sechs Stück Nußtorte mit Schlagsahne in einer halben Stunde vertilgen kannst, bezahle ich alles und gebe dir außerdem noch einen Taler zur Belohnung!“

Das ließ sich Thomas nicht zweimal sagen. Er stopfte die Torte in sich hinein und bat seinen Onkel hinterher noch um drei Tassen Kakao. Onkel Jakob hielt sich den dicken Bauch vor Lachen. „Wenn ich groß bin, will ich Konditor werden“, versicherte der Junge.

„Unsinnt“, sagte seine Mutter. „Selbstverständlich wirst du Lehrer wie dein Vater.“

Aber Thomas wurde nie Lehrer, so

sehr ihm seine Eltern auch zuredeten. Es scheiterte einfach daran, daß er in Rechtschreibung der schlechteste Schüler in der ganzen Klasse war.

„Schreibt man Körper mit einem oder zwei b?“ fragte er manchmal, oder „gehört in das Wort ‚Geographie‘ ein v oder ein w?“ Sein Vater raulte sich vor Verzweiflung die Haare, aber das half gar nichts: Rechtschreibung war und blieb die große Schwäche seines Sohnes. Schließlich mußte er es aufgeben, aus ihm jemals einen Lehrer zu machen. „Wir müssen uns nach einer Lehrstelle für dich umsehen“, sagte er, und so geschah es.

Thomas kam in der Konditorei Mogensens am Marktplatz in die Lehre. Sein Chef machte große Augen, denn der Junge machte sich ungewöhnlich geschickt an. Man brauchte ihm nur einmal etwas zu zeigen — schon hatte er es kapiert. Kein Wunder, daß er

nach vier Jahren die Gesellenprüfung mit Auszeichnung bestand.

Kurze Zeit darauf wanderte Thomas nach Amerika aus. „Ich werde den Yankees zeigen, wie man bei uns Kuchen backt“, rief er beim Abschied.

Zehn lange Jahre hörten seine Eltern nichts von ihm. Auf Umwegen erfuhren sie aber, daß es ihm drüben sehr gut ging. Er hatte eine eigene, große Konditorei eröffnet und verdiente viel Geld, sandte aber niemals auch nur einen Kartengruß nach Hause.

„Es liegt wohl daran, daß Schreiben nie seine Stärke war“, sagte sein Vater. „Nun hat er Angst, daß ihm ein Fehler in der Rechtschreibung unterläuft. Deshalb schweigt er lieber ganz.“

Aber seine Eltern vermiften ihn natürlich, und manchmal wünschte sich Mutter eine Träne aus den Augen.

Schließlich kam der Tag heran, an dem Thomas' Vater seinen 60. Geburtstag beging. Das war ein großes Ereignis,

das tüchtig gefeiert werden sollte. Als der Jubilar an den Ehrentisch im Kreis der Gäste an den Kaffeetisch ging, standen nicht weniger als acht riesige Torten auf dem Tisch. „Du meine Güte“, sagte der alte Lehrer gerührt. „So viele Kuchen und Torten habe ich selten beisammen gesehen!“ Er ließ seinen Blick über die Gebirge süßer Backwaren schweifen und trat näher an den Tisch heran. Plötzlich stutzte er und besah sich die größte Torte genau, ein Wunderwerk der Konditorkunst mit vielen Aufbauten und Verzierungen. Ungläubig studierte er die Inschrift, die die Riesentorte krönte. Dann rief er: „Thomas ist wieder da! Unser Sohn ist aus Amerika heimgekehrt!“

Und wirklich! In diesem Augenblick betrat Thomas das Zimmer und fiel seinem Vater um den Hals. Gemeinsam schnitten sie die große Torte an, auf der in zierlicher Schlagsahneschrift die Worte prangten:

„Fühl Glügg tzum Geburdsdach!“

Jetzt ist es spielend leicht Englisch zu lernen!

Eine neue revolutionierende Methode für den englischen Unterricht. Es gibt kein Auswendiglernen und Pauken mehr. Sie fangen sofort mit englischer Lektüre an und verstehen gleich jedes Wort. In wenigen Monaten sind Sie in der Sprache zu Hause.

Der neue englische Kursus „English by the Nature Method“, der sich in kurzer Zeit in den skandinavischen Ländern, in Italien, Frankreich, Belgien, Holland und der Schweiz nahezu 600 000 Schüler erworben hat, hat sich nunmehr auch in Deutschland bewährt. Damit ist Ihnen jetzt Gelegenheit geboten, Englisch so rasch und leicht zu erlernen, daß es Ihnen wie ein Spiel erscheint.

Nach der neuen „Naturmethode“ lernen Sie Englisch auf englisch — ohne Wörter und Grammatik zu pauken. Von Anfang an lesen, schreiben, sprechen und denken Sie englisch. Die Naturmethode ist der Schnellweg zum Englischen, der Weltsprache, die alle Tore auf tut. Senden Sie gleich heute den Kupon ein und lassen Sie sich kostenlos unsere illustrierte Broschüre zustellen. In wenigen Monaten werden Sie das Erlernte bereits in der Praxis anwenden können.

Wir müssen alle Englisch lernen

Im praktischen Leben wird eine genaue Scheidelinie gezogen zwischen denen, die Englisch können, und denen, die es nicht können. Sie tritt in Erscheinung, wenn Deutsche sich im Ausland aufhalten; sie tritt in Erscheinung, wenn Ausländer nach Deutschland kommen; sie tritt in unserem heimischen Wirtschaftsleben in Erscheinung — kurz überall, wo Menschen überhaupt zusammentreffen. Aber man wird es erst richtig gewahr, wenn man selbst Englisch gelernt hat.

In dem neuen Zeitalter, in dem wir uns befinden, ist Englisch zum kulturellen Bindemittel zwischen allen Ländern des Westens geworden. Daher sind Sie es sich selbst schuldig, Englisch zu lernen. Ob es zu Ihrem eigenen Vergnügen geschieht oder aus Bildungsgründen oder Ihrer Zukunft wegen — jedenfalls lernen Sie Englisch jetzt, wo die Naturmethode einen Schnellweg zur Sprache eröffnet hat.

Keiner ist zu alt, keiner ist zu jung

Alle haben Zeit, Englisch nach der Naturmethode zu lernen. Jeder bringt es fertig, und keiner ist zu jung oder zu alt. Vorkenntnisse werden nicht gefordert. Sie sollen nicht zur Schule gehen, sondern können arbeiten, wann es Ihnen paßt, und Sie selbst bestimmen das Tempo. Die Naturmethode lehrt Sie Englisch nach dem gleichen Prinzip der Unmittelbarkeit, wonach sich ein Kind die Muttersprache aneignet. Aber die Naturmethode als Lehrer ist schneller als die Natur, ganz einfach weil hier Methode im Spiel ist.

Sie lesen und verstehen

Lassen Sie uns erklären, was geschieht, sobald Sie sich für die Naturmethode angemeldet haben. Ein paar Tage später erhalten Sie das erste Kursheft. Sie schlagen die erste Seite auf, und obwohl Ihnen im voraus kein Wort bekannt ist, fangen Sie gleich an zu lesen. Sie lesen in einem Zug das ganze Kapitel 1, das 6 Buchseiten umfaßt, und machen die Entdeckung, daß jedes einzelne Wort aus dem Zusammenhang heraus verständlich ist. Sie brauchen gar keine deutschen Wörter oder deutsche Übersetzung. Indem Sie verstehen, bleiben gleichzeitig Wörter und Wendungen im Gedächtnis haften. Bevor die erste Woche vorüber ist, sind Sie so weit gekommen, daß Sie auf englisch gestellte Fragen selbstständig mit einwandfreien englischen Sätzen beantworten können.

Erstaunlich rasche Ergebnisse

Nach wenigen Monaten wird Ihnen englischer Sprachgebrauch und Gedankengang so vertraut sein, daß Sie neben dem Studium her englischen Zeitungen folgen, englische Bücher lesen, englischen Rundfunk verstehen und sich mit gebürtigen Eng-

ländern unterhalten können. Und wenn Sie auf diese Weise sämtliche 740 Seiten des Kurses durchgearbeitet haben, wird Ihnen Englisch ebenso natürlich im Ohr und auf der Zunge liegen wie Deutsch. Ohne Überanstrengung können Sie in gut einem Jahr so weit kommen.

Die Kursteilnehmer sind von der Methode begeistert

Kaum ein Tag verstreicht, ohne daß von Kursteilnehmern Briefe einlaufen, in denen diese sich in begeisterten Worten über unser System äußern und ihrem Erstaunen über die erzielten Resultate Ausdruck geben. So schrieb uns Herr Werner Fischer aus Coburg:

„... Dank der unvergleichlichen Einprägsamkeit der Naturmethode bin ich heute nach erfolgreichem Studium in der Lage, mich fließend in englischer Sprache zu verständigen; und auch englische und amerikanische Literatur machen mir weiter keine Schwierigkeiten ...“

Auch die Sprachwissenschaftler spenden einhelliges Lob

Aber nicht nur die Schüler sind des Lobes voll; Sachverständige in allen Ländern, nämlich berühmte Sprachforscher und Sprachpädagogen treten mit ihrer ganzen Autorität für die Naturmethode ein. Nur einige können wir Ihnen hier aufführen, aber unsere Broschüre wird Ihnen u. a. eine ganze Reihe lobender Äußerungen vermitteln. So schreibt uns Prof. Dr. Helmut Bock, der an der Universität Kiel englische Sprache und Literatur lehrt: „Englisch nach der Naturmethode“ ist ein ausgezeichnetes Unterrichtswerk für jeden, der sich ernsthaft bemüht, Englisch zu lernen.“

Und in einem Schreiben von Prof. Dr. Karl Brunner an der Universität Innsbruck steht: „Die Erfolge von ‚Englisch nach der Naturmethode‘ sind daher überraschend, sowohl im Schulunterricht wie in Fortbildungskursen und Kursen mit Erwachsenen wie im Selbstunterricht ...“

Der erste Schritt ist kostenlos

Verschaffen Sie sich einen genauen Einblick in diese neue Unterrichtsmethode, die mit ihren nahezu 600 000 Schülern in weniger als 10 Jahren die anderen Kurse im Englischen weit überholt hat. Füllen Sie den untenstehenden Kupon aus und senden Sie ihn in unverschlossenem Briefumschlag, mit 7 Pf. frankiert, ein. Dann wird Ihnen postwendend, kostenlos und ohne Verpflichtung irgendwelcher Art für Sie das interessante kleine Buch „Die Naturmethode — der Schnellweg zum Englischen“, zugestellt werden. Wenn Sie das gelesen haben, können Sie Ihre Entscheidung treffen.

Loden aus Schafwolle mit perlon

- der Mantel für jedes Wetter
- mollig-weich tragtüchtig-leicht wetterfest
- das Altbewährte mit neuen modischen Ideen
- ein Lodenfrey-Mantel

Modell »BORKUM«
Modischer Kugelschlüpfer aus Loden, perlonverstärkt, mit verdeckter Knopfleiste, ganz auf K-Seide gefüttert.

LODEN Frey MÜNCHEN

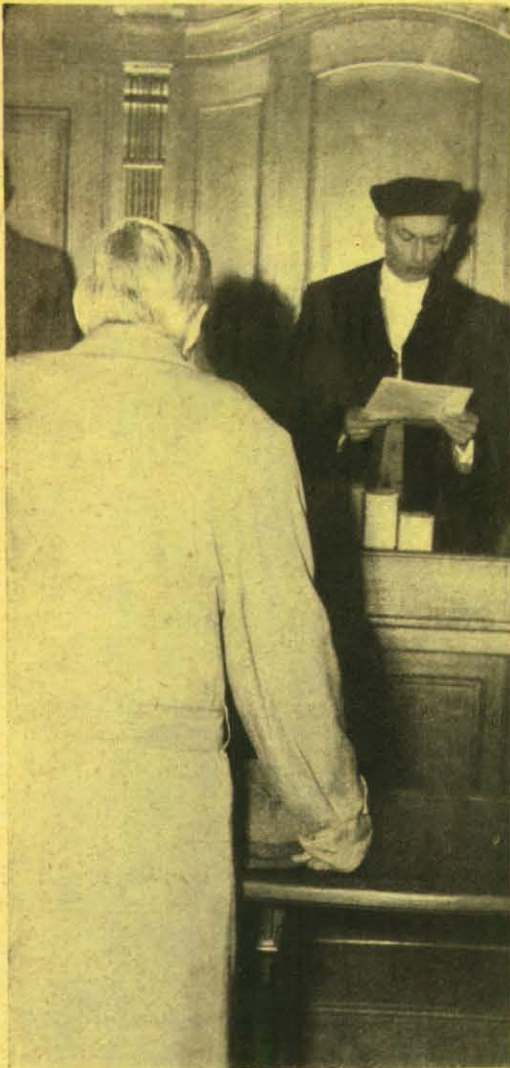
NATURMETHODE LEHRMITTEL VERLAG GmbH
München 13 — Schellingstr. 39/41

Senden Sie mir unverbindlich und kostenlos die Broschüre:
DIE NATURMETHODE — DER SCHNELLWEG ZUM ENGLISCHEN

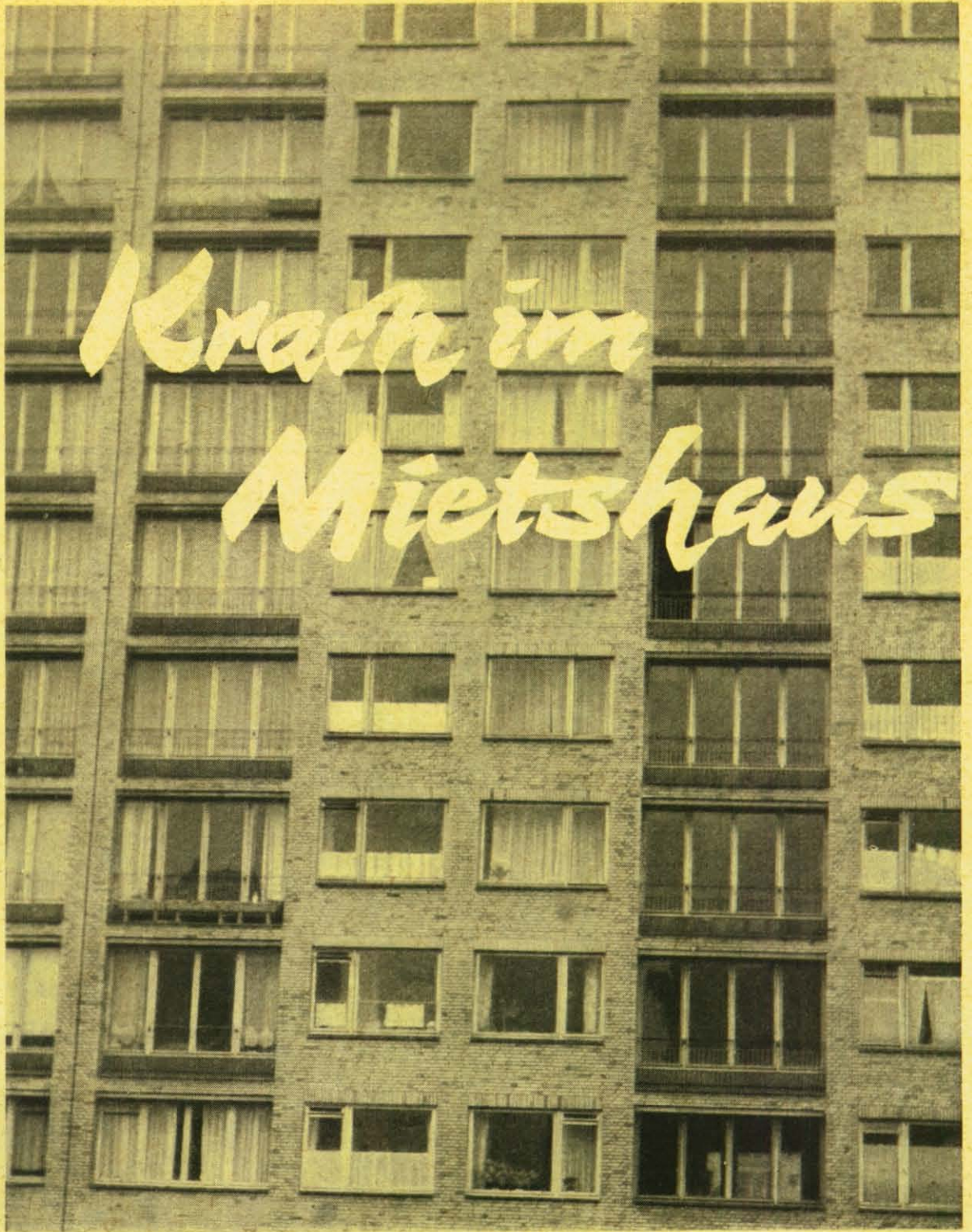
Name: Vorname:

Wohnort: Straße / Nr.

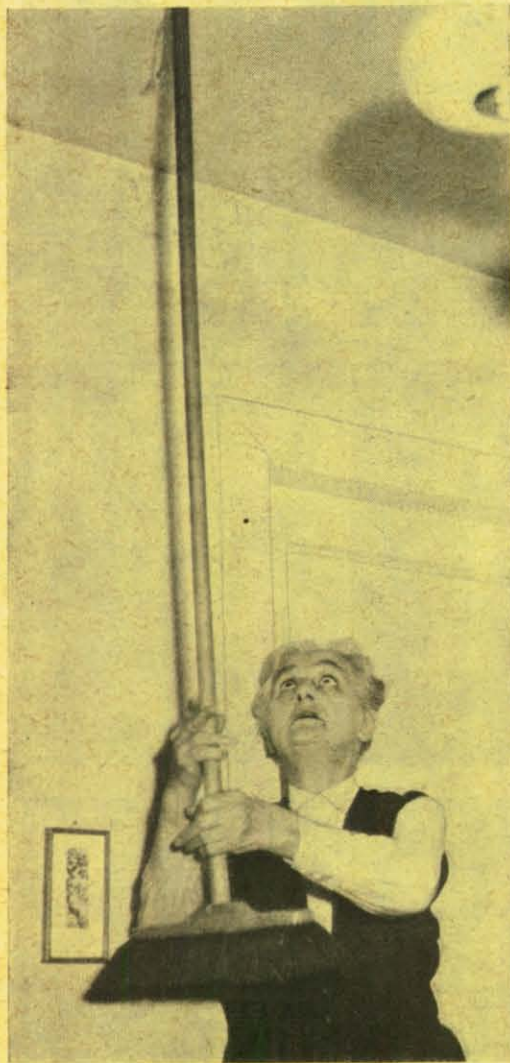
Österreicher senden bitte den Kupon an das Naturmethode Sprachlehr-Institut GmbH, Wien, Döblergasse 4.



„Es gibt ja schließlich auch noch Paragraphen“, sagte sich dieser Mieter, als er fand, seine Umgebung treibe es zu bunt. Immerhin sollte man doch erst vor Gericht gehen, wenn alle friedlichen Lösungsversuche fehlgeschlagen sind und wirklich Böswilligkeit vorliegt.



Ob Vorder- oder Hinterhaus – ein Krach bleibt nur höchst selten aus



Ob das die rechte Art ist, die Mieter über uns zur Ruhe zu mahnen? Und muß man sich gleich als „Klopfgelst“ betätigen, wenn die Leute über einem mal ein kleines Fest feiern? Leben und leben lassen, das ist die nervenschonendste Art, mit der Umwelt auf gutem Fuß zu bleiben und gilt für alle Mieter.



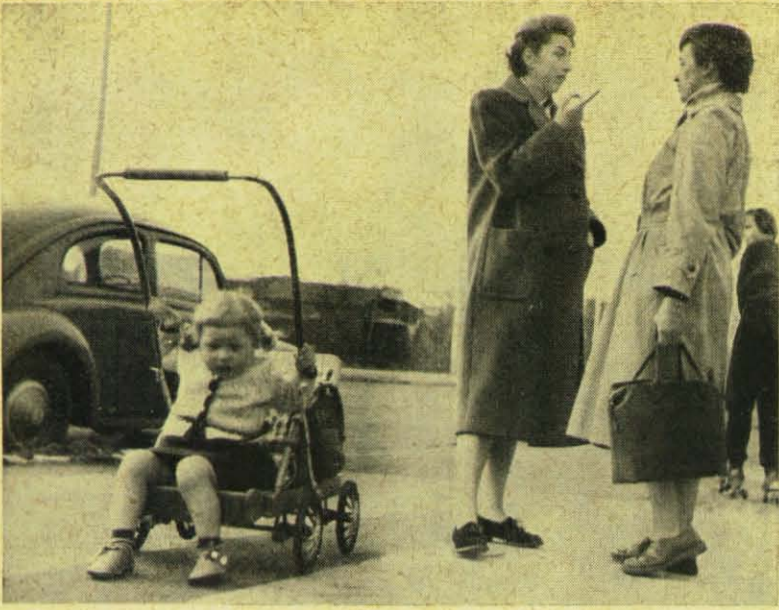
Es war schon ein ganz kräftiger Krach, der Herrn Schulze so in Harnisch brachte. Aber diesmal sollte er Gnade vor Recht ergehen lassen. Bei Nachbarn war Kindergeburtstag — da sollte man schon ein Auge (und Ohr) zudrücken!



Eine Freude ist es für den Mieter darunter gewiß nicht, vom Scherbengeklirr aufzuwachen. Aber da man oben Pech hatte beim nächtlichen Abwaschen nach Abzug der Gäste, gibt es für den unten Wohnenden gar keinen Instanzenweg.



Wie einen Dieb läßt sie ihren Gast hinaus. Es ist weit nach 22 Uhr geworden, und sie fürchtet, den Hauptmieter zu verschnüpfen. Sie ist überängstlich; denn Herrenbesuch zu später Stunde fällt unter keinen Paragraphen.



Wenn Sie das Kind Ihrer Nachbarin in Verwahrung und Beaufsichtigung genommen haben, dürfen Sie es nicht aus den Augen lassen. Sie sind nämlich haftbar, wenn das Kind in eine Gefahr gerät, die Sie erkannt haben können.

Blicken Sie einmal an der Fassade eines mehrstöckigen Mietshauses empor — hinter all den Fenstern wohnen Menschen. Außer den Glücklichen ganz unten, die niemanden unter sich, und denen ganz oben, die keinen über sich haben, sitzt jeder Einwohner eines Stockwerkes zwischen einem „Oben“ und einem „Unten“, den anderen Mietern.

Eine häufige, aber noch harmlose Belästigung der Umwohnenden ist Lärm. Schade nur, daß sein Erzeuger ihn für gering hält, während der Betroffene ihn als laut empfindet. Aber bei gutem Willen von beiden Seiten braucht es darüber nicht zum Krach zu kommen.

Andere Schönheitsfehler des engen Beieinander sind bedenklicher, weil sie in Paraphennähe führen können. Meist wird es sich um Schadenersatzfragen drehen. Grundsätzlich: wenn jemand eine Situation herbeiführt, in der ein anderer auch bei genügender Aufmerksamkeit zu Schaden kommt, ist er schadenersatzpflichtig. Das gilt für den Besitzer des nicht genügend gesicherten Wachhundes ebenso wie für den Hauswirt, der eine Mülltonne so hinsetzt, daß jemand darüber fallen kann, auch wenn er gut aufpaßt.

Sehr rasch kommt man auf juristisches Gelände, wenn man das Kind der Nachbarin in Obhut nimmt. Man haftet dann nämlich für alles, was ihm zustößt, sofern es sich um vorhersehbare Gefahren handelt. Etwa: man hat Hansens Kleine mit auf die Straße genommen, gerät mit einer Bekannten ins Plaudern. Das Kind entwischt aus seinem Wagen, rennt auf die Fahrbahn, wird verletzt. Folge: Schadenersatzleistung. Verunziert aber umgekehrt die Kleine den Mantel der Tante mit Flecken, so hat diese keine Ansprüche an die Mutter. Sie mußte damit rechnen, daß Kinderhände mitunter „abfärben“. Im großen ganzen sind die Fälle, wo der Kadi aufgesucht wird, selten. Gegenseitige Rücksichtnahme und guter Wille werden ernstere Verwicklungen im Keime ersticken.



Selbst der begeistertste Blumenfreund wird zum Blumenfeind, wenn er einen Blumentopf auf den Kopf bekommt. Die Sache bleibt nicht ohne unangenehmes Nachspiel für die Besitzerin. Sie ist verpflichtet, ihre Blumentöpfe auf den Balkon so gut gesichert hinzustellen, daß auch bei starkem Wind oder bei ungeschicktem Hantieren keiner in die Tiefe saust und Vorübergehende verletzt. Sonst darf sie sich nicht wundern, wenn das Opfer ihres so unüberlegten Verhaltens sich mit einer Schadenersatzforderung an sie wendet, die u. U. sehr hoch sein kann.



Auch wenn neben Harras gleich zwei Verbots- und Warnschilder aufgepflanzt sind, muß sein Herrchen dafür aufkommen, wenn Harras in fehlangebrachtem Pflichteifer nach dem Briefträger, nach einem Besucher oder sonst einem „Belegten“ schnappt, der das Grundstück betritt. Da der Besitzer ja weiß, daß sein Harras nicht lange fackelt, muß er immer damit rechnen, daß der Hund irgendeinen Schaden anrichtet, den sein Herrchen dann gutzumachen hat.



Die Hausfrau war so stolz auf ihre spiegelblank gebohnerte Treppe. Der Stolz legte sich, als der Kartoffelhändler ausglitt und ein Bein brach. Es wurde ein teuer bezahlter Hochglanz. Aber auch, wenn irgendein X-Bellebiger verunglückte, müßte sie den Schaden zahlen.



Au, das war Frau Müllers Schienbein! Hoffentlich bleibt's bei dem Schreck. Denn wenn die Sache schlimmer wird und Frau Müller sich in ärztliche Behandlung begeben muß, hat der Hauswirt die Kosten zu tragen. Er darf eine Mülltonne auch nicht so dumm hinstellen.

Häuslicher Unterricht

Mein Neffe Michael hat nun sein erstes Schuljahr beendet, und wie es sich für einen richtigen Onkel geziemt, nehme ich regen Anteil an seinen Fortschritten. Ich habe mit ihm die ersten Zahlen und Buchstaben geübt und ihn dies und das aus dem Unterricht gefragt. Immer, wenn er eine richtige Antwort weiß, bekommt er eine kleine Belohnung. Kein Wunder also, daß Michael sich den harmlosen Prüfungen gerne unterzieht.

Kürzlich sah ich, wie er seine ganze Tafel vollschrieb mit dem Satz: Ich darf nicht stehlen.

Ich war ein wenig bestürzt. Sollte der Junge vielleicht Dummheiten . . . und nun zur Strafe . . . ?

„Warum schreibst du denn immer diesen Satz?“ fragte ich harmlos.

„Das ist unsere Hausaufgabe.“

„Sol Müssen das alle Kinder schreiben oder nur du?“ forschte ich weiter.

„Natürlich alle Kinder. Der Lehrer hat uns heute morgen erklärt, was stehlen heißt und wie schlimm das ist.“

„Dann ist ja alles in Ordnung“, atmete ich erleichtert auf. „Weißt du auch, wie man einen Mann nennt, der stiehlt?“

„Was ist stiehlt?“

„Nun, ich meine einen Mann, der stehlen tut, der anderen etwas fortnimmt.“

„Ach so . . .“ Michael legte den rechten Zeigefinger an die Nase und dachte angestrengt nach. Aber das Wort fiel ihm nicht ein.

„Weißt du, das ist aber ein schweres Wort!“ sagte er nach einer langen Pause. „Was gibt es denn, wenn ich es finde?“

Ich wandte mich ab, um ein Schmunzeln zu verbergen. „Nun, sagen wir . . . ein neues Rasselbande-Heft“, antwortete ich ernst.

„Au fein!“ Michael war Feuer und Flamme. Doch bald ließ seine Begeisterung nach, als er einsah, daß seine Bemühungen umsonst waren.

„Ich will dir helfen“, sagte ich. „Aber du mußt dir auch etwas Mühe geben. Sicher habt ihr das Wort in diesem Zusammenhang auch in der Schule gelernt.“

„Was ist Zusammenhang?“

„Paß jetzt endlich auf!“ sagte ich ungeduldig. „Wenn ich dir jetzt aus deiner Hosentasche ein Marktstück fortnehme, verstehst du: stehle, was bin ich dann?“

Michaels Gesicht hellte sich auf.

„Ein Zauberer!“ sagte er strahlend.

TEST

Das liebe Ich

Fangen Sie viele Sätze mit „Ich“ an? Oder sagen Sie häufig: „Meines Erachtens“ oder „Meiner Meinung nach“? Oder halten Sie es für nötig, alle Augenblicke in Ihre Rede einzuflechten: „Ich bin nun mal ein Mensch, der . . .“? Hier kann als Ergänzung alles mögliche folgen: „gern Weißkohl ißt“, „offen seine Meinung sagt“, „Ironie nicht verträgt“ oder was dergleichen interessante Eröffnungen mehr sind.

Pflegen Sie Ihrer Kritik (und in der Regel ist es eine abbrechende) an irgendeiner Maßnahme oder — mit besonderem Genuß — an einer Tat Ihrer Mitmenschen mit den Worten Luft zu machen: „Wenn es nach mir ginge . . .“?

Oder haben Sie die liebe Gewohnheit, einen Menschen, der Ihren Rat erbittet, mit der Einleitung abzukühlen: „Ich an Ihrer Stelle . . .“?

Vielleicht gehört in den Schatz Ihrer Redewendungen auch der mit dunklem Unterton geäußerte Satz: „Ich möchte ja nichts gesagt haben, aber . . .“

„Wenn Sie mich fragen“ — so versucht mancher sonst nicht geltungsbedürftige Mitinsasse unseres Jahrhunderts zum Zug zu kommen. Er hat nur ein Pech — o Glück der anderen! —, daß niemand ihn fragt.

Wenn Sie einige dieser Gepflogenheiten als die Ihren wiedererkennen, dürfen Sie sich nicht als die Krone des angenehmen Mitmenschen betrachten. Sie sind nämlich recht auf die Geltendmachung des eigenen lieben Ich bedacht, und das stößt bei der Umgebung auf wenig Gegenliebe.

Stecken Sie ein bißchen zurück, hören Sie mehr auf das hin, was der andere sagt und meint, und Sie werden mit Ihrer Umwelt leichter zurechtkommen — und auf die Dauer auch mit sich selbst!

Der Waldkauz, der den Tag meist reglos verbringt, ist als Raubvogel mehr Feind, als daß er selbst Feinde hat. Nachts sieht er so scharf, wie es sich für Eulen schon sprichwörtlich schickt, tagsüber ist er nicht sehr sehtüchtig. Als gut gesicherte Niststätte richtet er sich eine Baumhöhle ein, die einen idealen Unterschlupf bietet. Hier sieht man ihn am Eingang seiner ihm von der Natur gebotenen Wohnung.



Die Möwe nistet im Strandhafer, dessen Dickicht für den spähenden Blick beutelustiger Feinde nur schwer zu durchdringen ist. In dieser Geborgenheit bringt sie ihre Jungen unter. Sie sitzen in einer Mulde, die ausgebreiteten Flügel der Mutter gewähren ihnen zusätzlichen Schutz. Die Möwe ist nicht der einzige Vogel, der seine Umgebung weitgehend als natürlichen Schutz zu benutzen weiß.



Ein dauerhaftes Nest bauen sich die Schwalben. Sie vertrauen es dem Schutz des Kuhstalles oder eines Dachvorsprungs an und suchen es jeden Frühling wieder auf. Was sie nicht wissen, ist, daß sie sich durch die Wahl ihres „Bauplatzes“ dem Schutz des Menschen unterstellen, unter dessen Dach sie in voller Geborgenheit nisten.



„Schnee ist der beste Schutz“, scheint sich der Eisbär zu sagen, wenn er sich eine Mulde im Schnee oder einen sicheren Platz unter einem Gletscher- oder Felsvorsprung sucht. Er läßt sich darin einfach zuschneien. In solchen „Schneehütten“, deren Dach bei jedem Schneefall weiterwächst, bringt die Bärin ihre Jungen in Sicherheit zu Welt.

Bei TIEREN ist das nämlich so

SCHUTZ AUS INSTINKT — NEST, HÖHLE, TARNKLEID

Jedes Lebewesen ist vom Willen zum Leben erfüllt, ein jedes ist von der Natur mit einem Instinkt ausgestattet, der auf seinen Schutz und seine Sicherheit ausgerichtet ist. Der Drang, sich zu schützen, ist nicht erst ein Bedürfnis des Menschen.

Auf Schritt und Tritt stoßen wir auf Instinkthandlungen des Tieres, die seiner Sicherheit gelten. Wir schlendern auf einer Wiese am Bachrand dahin. Vor unserem Schritt hüpfen Dutzende von Fröschen ins Wasser, in dem sie sich vor unserer bedrohlichen Annäherung sicher fühlen.

Ein Vogel, der eben noch auf dem Boden rastete und nach Würmern pickte, erhebt sich in die Lüfte, die Maus rennt davon, wenn sie Geräusche hört, die ihr verdächtig und nichts Gutes verheißend scheinen. „Unbekannt“ gilt den Tieren dabei zunächst als gleichbedeutend mit „gefährlich“.

Nicht immer ist es damit getan, aus der Reichweite eines gefährlich scheinenden Gegners zu kommen. Das bringt zwar für den Augenblick eine gewisse Sicherheit. Wie aber, wenn der Gemiedene die Verfolgung aufnimmt? Dann muß man gründlicher in Deckung gehen. Man kann ja nie wissen, wie lange die Ausdauer des Verfolgers anhält.

Einige Tiere sind von der Natur mit Schutzmitteln ausgerüstet, ohne daß sie selbst etwas zu ihrer Sicherheit zu tun brauchen. In Färbung und Gestalt sind sie so beschaffen, daß sie sich von ihrer Unterlage kaum abheben. Mancher Schmetterling, manche Raupe verdanken es dieser Gabe, daß sie dem Appetit des Vogels entgehen. Die Schutzfärbung ist bis in die Reihen der höheren Tiere hinein verbreitet. Die Sandfarbe der Gazellen und des Wüstenfuchses, das Streifenmuster des Tigers werden als solche Schutzfärbung gedeutet. Sieht man diese Tiere in zoologischen Gärten vor sich, so will einem das nicht sofort einleuchten. Stellt man sie sich aber in ihrer natürlichen Umgebung vor — die Gazelle in Steppe und Wüste, den Tiger im Urwald mit dem Streifenmuster aus Licht und Schatten —, so kann man ihre Färbung als ein Mittel des Schutzes einsehen.

Wenn sowohl Färbung wie Gestalt das Tier als ein

Stück seiner Umgebung erscheinen lassen, wie manche Schmetterlinge, ihre Raupen oder andere Insekten oder unter den Fischen die Scholle, so spricht man von Mimikry.

Nur wenige Beneidenswerte können sich auf die eigene Schutzausrüstung verlassen. Wer hat es schon so leicht wie der Igel, der einfach in Igelstellung geht, wenn die Sache mulmig wird?

Die von der Natur weniger günstig ausgestatteten Lebewesen müssen aktiv für ihren Schutz gegen Gefährdung sorgen, die für sie von den Tieren ausgeht, die ihnen nachstellen.

Den Schnellbeinigen wie den Steinböcken genügt ein Unterschlupf unter einem Felsvorsprung. In den unzugänglichen Gipfelgebieten der Alpen, der Pyrenäen, des Kaukasus haben sie ohnehin nicht viele Gegner, die es mit ihnen aufnehmen können. Bären suchen natürliche Höhlen auf, in denen sie ungestört schlafen können.

Eine kleine Festung ist immer sicher. Kaninchen und Dachse machen von ihr ausgiebig Gebrauch und wühlen sich weitverzweigte Bauten in die Erde. Wie gut ihr System funktioniert, können alle größeren Hunde berichten, die vor den engen Röhren stehen und wütend kläffen, weil die Festung für sie uneinnehmbar ist.

Maulwürfe schaufeln sich weit ausgedehnte unterirdische Bauten, die ganze Wiesen unterhöhlen und den Gartenfreunden ein Dorn im Auge sind. Zu wahrer Bau-Meisterschaft haben es die Biber gebracht, die in schwer einnehmbaren Wasserburgen sitzen.

Vögel ziehen sich in ihr Nest zurück, das bei einigen ebenso kunstvoll wie stabil errichtet ist. Der kleine Zaunkönig baut ein solides Kugelnest, die Schwanzmeise baut sogar vorsorglich eine Astgabelung mit ein, um ihm größeren Halt zu verleihen, der Grünfink flicht Halme und Reiser vorsorglich zusammen, der Schwarzspecht zimmert sich eine schwer zugängliche Höhle.

Unter den Wasservögeln ist der Haubentaucher ein kunstfertiger Nestbauer: aus Rohrstengeln und Wasserpflanzen fügt er ein Floß zusammen, das als

schwimmendes Nest wenigstens den Nichtschwimmern unerreichbar ist.

Unter den Insekten beherrschen Ameisen und Termiten meisterlich die Kunst, fast uneinnehmbare Festungen zu errichten. Tief im Innern ihrer kunstvollen Bauten bringen sie das Kostbarste unter, was ihr Volk besitzt, die Königin, welche die Fortpflanzung ihrer Art sichert, und den zarten Nachwuchs.

Ob der Lebensraum der Tiere die Luft, das Wasser oder die Erde ist — allenthalben finden sie Möglichkeiten, ihr Leben in Sicherheit zu bringen und ihren Nachwuchs in Geborgenheit aufzuziehen. Was der Mensch mit viel Überlegung erreicht, fällt den Tieren als Geschenk der Natur zu, die ihnen den Instinkt als eine Art Verstand des Körpers gab.

Auf Sand gebaut hat die Kaninchenmama, die ihre Jungen in diesem Erdloch gebar. Der Sandberg gehört zu einer sehr weiträumigen Baustelle. Tierliebe Arbeiter schonten ihn.



Rechtzeitig verschwinden ist das Gebot der Steinböcke, die sich bei Gefahr einfach in Felsspalten ducken.





„Die Drei von der Tankstelle.“ Als Puppen schenkte man sie zu Weihnachten der Hauptdarstellerin des gleichnamigen Bernolina-Farbfilms, Germaine Damar. Dieser neue Film mit dem alten, seit 1930 bekannten Titel läuft jetzt in Westdeutschland und Frankreich.



„Der Postmeister.“ Auch eine Wiederverfilmung eines alten Themas nach Puschkins Novelle. Damals mit Hilde Krahl und Heinrich George — heute mit Walter Sascha-Herzog und Eva Bartok — in einer Szene mit ihrem Hauptpartner Karl-Heinz Böhm sehen.



„Sissi.“ Eine 16jährige bayerische Prinzessin wird Kaiserin von Österreich. Vom innigsten Liebeserlebnis des jungen Kaisers Franz Joseph erzählt der Erma-Herzog-Farbfilm „Sissi“. Unser Bild zeigt Romy Schneider als Sissi und Gustav Knuth als ihren besorgten Vater, den Herzog Max in Bayern.



Unser Fotorätsel Was verbirgt sich auf diesem Bilde? Wir wollen ein wenig nachhelfen: ein Aufsatz in dieser Nummer verhilft zur richtigen Lösung. Wir verraten sie in unserer nächsten Ausgabe.

Anziehend

In einer peinlichen Lage war der zwanzigjährige britische Schiffskoch Clifford Leach. Er hatte einen Anzug gestohlen, den er bei seiner Verhaftung am Leibe trug. Bevor man ihn vor den Richter brachte, zogen Polizisten ihn aus und steckten ihn in eine Polizeiuniform. Das Urteil gewährte ihm eine zweijährige Bewährungsfrist. Nun konnte er allerdings nicht fortgehen, weil er nichts anzuziehen hatte. Es dauerte sechs Stunden, bis ihm die Polizisten endlich einen alten Sportsacko und eine Hose brachten, die er in die Freiheit mitnehmen durfte.

Abwesend

Ein Brand brach im Haus des Farmers George Sheet bei New Salem in Pennsylvania aus. Ein Nachbar alarmierte die Freiwillige Feuerwehr. Rückmeldung: „Tut uns leid, aber alle Feuerwehrleute sind auf der Jagd.“ Das Haus brannte bis auf die Grundmauern nieder.

Vogelsauger

Mit dem Staubsauger reinigte Frau Van Damme in der niederländischen Stadt Vogelwaarde das Bauer ihres Kanarienvogels. Schwupp — wurde „Hansi“ mit weggesaugt. Als die entsetzte Frau den Staubbeutel öffnete, kam der leicht angedunkelte Vogel heraus, flatterte ins Bauer zurück und begann wieder zu singen.

Vergeßlich

Über 300 km weit raste ein amerikanischer Autofahrer durch den Staat Indiana. Dann erst erinnerte er sich daran, daß er seine Frau bei einer Tankstelle vergessen hatte.

Übertrumpft

Einem Freund, der ihm am Schluß der Generalprobe sagte: „Nun, freust du dich, es war ein Triumph!“, antwortete Marcel Achard: „Hoffentlich wird ein Erfolg daraus.“

Verspätung

Fanatische Bridgespieler sind nicht selten schuld daran, daß die New Yorker Vorortbahnen oft mit erheblicher Verspätung an der Endstation eintref-

fen. Sie weigern sich einfach, den Zug verlassen, bevor nicht der gerade laufende „Rubber“ zu Ende ist. Das erklärte Roscoe Noyes von der Leitung der New Haven-Eisenbahn.

Ersatzleistung

Meiers Nachbar kam fast täglich, um sich irgend etwas auszuleihen. Es war kaum noch zu ertragen. Argerlich be-

schloß Meier, der Sache ein Ende zu machen.

Eines Tages war der Nachbar tatsächlich wieder da. „Eine Frage“, sagte er freundlich. „Brauchen Sie heute-abend Ihren Rasenmäher?“

„Ja“, knurrte Meier. „Das trifft sich gut“, freute sich der andere. „Dann gehen Sie bestimmt nicht zum Tennisplatz. Können Sie mir nicht Ihren Tennisschläger leihen?“

SILBENRÄTSEL

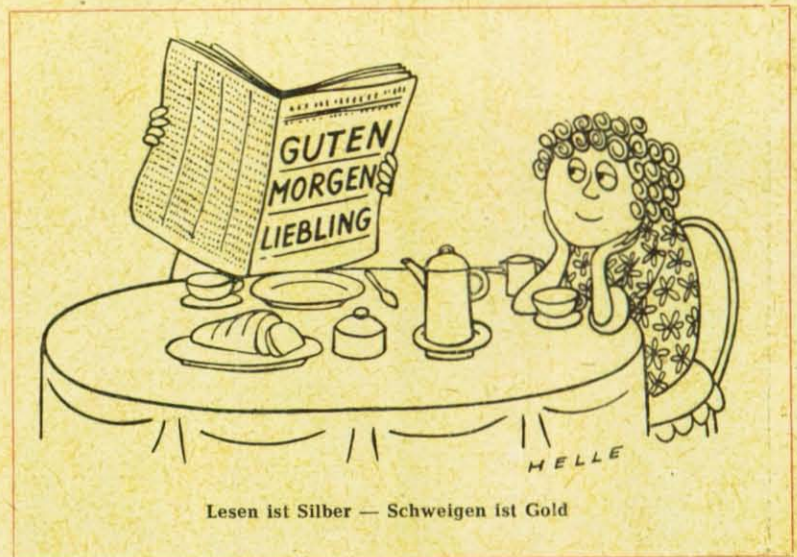
Aus den Silben: a — ah — an — ber — cre — dan — de — der — di — do — drei — e — ech — ei — ein — eng — ern — fan — flie — ge — go — gramm — her — irr — kan — land — mer — na — na — na — nes — ni — no — pi — raub — rechts — ro — se — sel — si — sil — sinn — spit — ta — tät — tags — te — te — tier — tun — u — ver — walt — bilde man 21 Wörter. Die ersten Buchstaben von oben nach unten und die dritten Buchstaben von unten nach oben gelesen ergeben ein Wort von Cicero.

Bedeutung der Wörter:

- 1. Kopfbedeckung der Soldaten Friedrichs des Großen, 2. europäisches Land, 3. biblische Männergestalt, 4. Edel-

metall, 5. Geisteskrankheit, 6. das apostolische Glaubensbekenntnis, Teil der Messe, 7. deutscher Philosoph, 8. Reptil, 9. Jurist, Beistand in Rechtssachen, 10. kurzes Gedicht, 11. Gewebeart, 12. spanischer Nationaltanz, 13. Bezeichnung für verschiedene wilde Tiere, 14. kurzlebige Insekt, 15. Hochschule, 16. Roman von Zola, 17. römische Göttin der Jagd, 18. Wasserbehälter, 19. Landbau, 20. Tag nach Ostern, 21. landwirtschaftlicher Ertrag.

erkennt man in unsicherer Lage? Kanäle, 21. Ernte. — Den sicheren Freund Nana, 17. Diana, 18. Eimer, 19. Rotunde, 20. Her, 14. Eimtag, 15. Unterst, 16. gramm, 11. Nessel, 12. Fandango, 13. Raub-Herder, 8. Ehes, 9. Rechtsanw, 10. Epi-Noah, 4. Silber, 5. Irsim, 6. Crede, 7. Auflösung: 1. Dreispitz, 2. England, 3.



Lesen ist Silber — Schweigen ist Gold